

DIE DICHTUNG IN DER DICHTUNG
STEFAN GEORGES

Prof. Dr. MELÂHAT ÖZGÜ

Dichtung spricht. Sie spricht von einer Welt, aus der sie entstanden ist. Sie spricht von einem Leben aus der sie aufgewachsen ist. Bei George aber ist nichts vom Leben der Vordergründe der Nachahmung, des Nutzens oder des Genusses; nichts der Regelung oder der Fürsorge. Mark und Ufer, Spiel und Kampfplatz hat er als Bereicherung des künstlerischen Sinnes gewertet. Sie sind nicht in einer Gegensätzlichkeit als Welt der Vielen überschaut und als fremd verwiesen. Nur in seltenen Fällen eiries grossen Schicksals- und Schmerzensgemeinschaft mit der Menge gezeigt. George sah in der Umwelt seiner Zeit nur Splitter des grossen Lebens. Diese Splitter durchströmten alles Geschaffene und erfüllten sich selbst in immer neuen Geburten.

Schon im ALGABAL (II., 96) findet dieser Schau und das Neue im Werk seine dichterische Gestalt:

Mein garten bedarf nicht luft und nicht wärme.
Der garten den ich mir selber erbaut
Und seiner vögel leblose schvwärme
Haben noch nie einen frühling geschaut.

Von kohle die stämme, von kohle die äste
Und düstere felder am düsteren rain,
Der früchte nimmer gebrochene läste
Glänzen wie lava im pinien-hain.

Ein grauer schein aus verborgener höhle
Verrät nicht wann morgen wann abend naht
Und staubige dünste der mandel-öle
Schvveben auf beeten und anger und saat.

Wie zeug ich dich aber im heiligtume
—So fragt ich wenn ich es sinnend durchmass
in kühnen gespinsten der sorge vergass—
Dunkle grosse schvvarze blume?

In vierzeiligen trochäischen Strophen wird in diesem Gedicht ein Garten geschildert, den sich Algabal, der Schöpfer, selbst gebaut hat. Und so spricht er von seinem, selbst gebauten Garten.

Metrisch im Auftakt steht das Wort "mein". Der Ton liegt auf dieser Silbe: eine eigenwillige Klanggebärde. Ergänzt wird sie durch die paradoxe Aussage:

. . . bedarf nicht luft und nicht wärme.

Algabals Garten braucht, die sonst alles Leben bedingende Elemente, Luft und Wärme nicht. Auch die darin fliegenden Vögel sind "leblos" im irdischen Sinn. Sie leben ein anderes Leben, fliegen in einem anderen Element, bedürfen keines irdischen Frühlings, der sie erwecke:

'Und seiner Vögel leblose schwärme
Haben noch nie einen frühling geschaut.

Auch hier wieder eine Paracode im Grundgedanken, der sich in Anthithesen, in die Versinnlichung des Phantasiegartens dringt. Denn als solcher ist dieser Garten nur ein Garten in der Phantasie. Und als solcher Wird in zweieinhalb Strophen Algabals Garten anschaulich.

Die 2. Strophe sagt, dass bei dem Bau dieses Gartens auch auf Licht und Farbe verzichtet worden ist, ja sie sind gemieden. Daher seien aile Stämme und aile Äste der Bäume aus Kohle, also uralt, schwarz, ganz ohne Farbe. Am düsteren Abhang stehen düstere Felder:

Von kohle die Stämme, von kohle die äste
Und düstere felder am düsteren rain,

Es fallen in diesen Versen die dunklen Vokale auf, durch deren Klang in wiederholten Wörtern: "kohle" und "düster" die Stimmung des Gartens fühlbar wird.

Die dritte Zeile enthält wiederum einen paradoxen Gedanken, in der George selbst vom natürlichen Sprachgebrauch abweicht und statt: Lasten, den plural "lâste" bildet. Auch ist der verschachtelte Reim hier bezeichnend, wo der kürzere Reim "âste" einfach in den längeren Reim "lâste" hineingeschoben wird. Das kürzere Reimwort ist nur aus dem grösseren herausgenommen, auf dass er durch seine Kraft das Sinnverbundene heranzieht:

..... von kohle die **âste**

Der fruchte nimmer gebrochene **lâste**

Die Last der Früchte an den Bäumen wird nie geerntet, nie gebraucht, was sonst üblich ist. Sie glänzen im Pinienwald wie schwarze Lava:

Glänzen wie lava im pinien-hain.

Das Zeitwort "glänzen" lässt einen freien Raum und atmet Ruhe. Das Fremdwort "lava" soll eben hier das Fremdartige der Früchte stark zum Ausdruck bringen. Wieder scheint es paradox in Gedanken, denn wo kein Licht ist, wie soll es glänzen? Eben wie "lava", die glühendes Licht von Innen ausstrahlt! Anschaulicher konnte dieser Vergleich gar nicht gebracht werden.

In der 3. Strophe verflüchtigt sich aber diese Anschauung: Nur ein "grauer Schein" fasst ein Gegenschein zum irdischen Licht, kommt aus versteckter Höhle. Dieser verrät auch nicht wann der Morgen und Wann der Abend sich nähert. Es gibt keine Jahreszeiten, keine Tageszeiten. Damit

soll hier die Zeitlosigkeit zum Ausdruck gebracht werden. Der Garten ist zeitlos. Statt der Luft schweben "staubige dünste" vom Nebel "mandel-öle" auf Garten, auf Wiesen und Feldern:

Ein grauer schein aus verborgener höhle
Verrät nicht wann morgen wann abend naht
Und staubig, dünste der mandel-öle
Schweben auf beeten und anger und saat.

Die häufig vorkommenden Umlaute entsprechen dem Halbdunkel des Gartens. Die Vokale sind lang, da aile rasche Bewegung und Hast aus dieser Welt verbannt ist. Das Zeitwort "schvveben" lässt auch wieder einen freien Raum und verbreitet Ruhe. Das Feierliche, Dämmerige- Prächtige von Algabalsgarten wird durch den Klang empfunden wie mit dem Auge gesehen. Dazu hilft auch der Rhythmus: die trochäische Verse schreiten ziemlich ausgeglichen ihre Bahn, gemessen, wie der Raum dieses Gartens zum Ausdruck kommen soll.

Bis hierher die Schilderung des Gartens.

Fragen wir aber warum Algabal sich einen solchen Garten gebaut hat? So gilt hier die Antwort: Jeder Schöpfer hat unter gewissen Bedingungen zu schaffen.

Schon als Knabe war George begeistert des Gestaltens und Herrschens. Dies entsprang aus seine Gemeinschafts liebe. Boehringer erzählt, dass George unter einigen vertrauten Schulkameraden er die Rolle eines Kalif von Amhara¹ hatte und für die Amhariteri, die Bewohner dieser Landschaft eine eigene Sprache erfunden habe:

"Amhara alai tunis enis alsa"²

im Arabischen bedeutet Kalif (Halife) stellvertretender Herrscher: Herrscher, der an Stelle des Propheten Mahomed (Mohammed) regiert. So tritt George als Kind in der Rolle eines prophetischen Herrschers, auf dem Gebiet des Gestaltens in der Sprache auf, um die Wörter nach ihrem Klang neu zu schaffen und beherrschen.

Die letzten Verse des Gedichts "Ursprünge" im SIEBENTEN RING legen von diesem Herrschertum Zeugnis ab.³ Sie schliessen so:

Doch an dem fluss im schilfpalaste
Trieb uns der wollust erhabenster schwall
In einem sange den keiner erfasste
Waren wir heischer und herrscher vom Ali.
Süss und befeuernd wie Attikas choras
Über die hügel und inseln klang:

Das ist der Ausdruck der jugendlich enthusiastischen Gemeinschaft⁴ im Chorgesang, der ihre Erfüllung in Schöpfung und Herrschaft hofft.

¹ Der mittlere Teil Abessiniens am Tanasee (Aegypten).

² "Mein Bild von Stefan George" S. 19.

³ Ges. Werke, Bd. VI-VII, S. 127.

⁴ Vgl. K. Hildebrandt: "Eros und Agape bei Stefan George" DVJS 28. Jhrg. S. 85.

Es ist der Ausdruck des Ich-Gefühls, der Werkschöpfung, aus der das Algabal-Reich geworden ist.

Algabal hat sich im UNTERREICH, ein Reich geschaffen, um darin von ailen Einflüssen entrückt, in seiner imbedingten Eigenwelt frei leben und nach seinem Willen herrschen zu können dies hören wir deutlicher aus der letzten Strophe des ersten Gedichts⁵ im UNTERREICH. Es heisst dort:

Der schöpfung wo er nur geveckt und vervvaltet
Erhabene neuheit ihn manchmal erfreut,
Wo ausser dem seinen kein wille schaltet,
Und wo er dem licht und dem wetter gebeut.

Für einen Herrscher ist es typisch, dass er sein eigener Herr sein will und ist. Doch ist sein Herrschertum zeitlich bedingt. Algabal, der Fürst, will aber zeitlos sein, will ins Ur-Ewig-Zeitlose dringen, daher der Bau eines Königtums, worin er selig, vorbildlich und Mitte dessen sein kann.

Aus früherer Zeit wird berichtet, dass der Knabe mit einem Spielkameraden in der Giebelstube des Geburtshauses "König und Minister" gespielt habe:

"Natürlich hat der Knabe Stefan dieses Spiel erfunden und nicht der andere, und so ist es begreiflich, dass der Erfinder zuerst König war. Es war vorgesehen dass nach vier Wochen die RoUen wechseln sollten; aber als die vier Wochen "Kindlichen Königtums' um waren, wollte der König nicht abdanken, und das Spiel war zu Ende."⁶

Auch Algabal will nicht "abdanken". Er will in seinen Sâlen leben, nicht wie es meistens betont wird grausam herrschend, sondern in Bruderliebe (zu Agathon).⁷ Dies steckt schon in der Gesinnung des Dichters zu Ludwig II.. Heisst es doch in der Aufschrift zu ALGABAL:

ALS MEINE JUGEND MEIN LEBEN HOB ÎN SOLCH EIN LICHT
KAM SIE ERSTAUNEND DEINEM NAH UND LIEBTE DICH
NUN RUFT EIN HEIL DIR ÜBERS GRAB HINAUS ALGABAL
DEIN JÜNGRER BRUDER O VERHÖHNTER DULDERKÖNIG.⁸

Auch hier ist es die Liebe, die weckende, wodurch sich die Idee des Königtums entwickelt.

Dieses Spiel gestaltet sich in einem späteren Gedicht, das den Titel "Kindliches Königtum" trägt⁹, dem reinen traum als Rückblick mitten in den von gegenwärtigen Leidenschaft und Sinnlichkeit erfüllten

HÂNGENDEN GÂRTEN:

Du warst erkoren schon als du zum throne
in deiner vâterlichen gârtten kies
Nach edlen steinen suchtest und zur krone
in deren glanz dein haupt sich glücklich pries.

⁵ Ges. VVerke, Bd. II, S. 91.

⁶ Boehringer: "Mein Bild von Stefan George" S. 23-24.

⁷ in TAGE, Ges. VVerke, Bd. II, S. 109.

⁸ Ges. VVerke, Bd. II, S. 88.

⁹ Werke Bd. III, S. 92-93.

Du schufest fernab in den niederungen
 im rätsel dichter büsche deinen staat,
 in ihrem düster ward dir vorgesungen
 Die Lust an fremder pracht und ferner tat.

Genossen die dein blick für dich entflammte
 Bedachtest du mit sold und länderei,
 Sie glaubten deinen plänen, deinem amte
 Und dass es süß für dich zu sterben sei.

Es waren nächte deiner schönsten wonnen
 Wenn ali dein volk um dich gekniet im rund
 im saale voli von zweigen farben sonnen
 Der wunder horchte wie sie dir nur kund.

Das weisse banner über dir sich spannte
 Und blaue wolke stieg vom erzgestell
 Um deine wange die von stolze brannte
 Um deine stirne streng und himmelhell.

Jeweils verschiedenem Ausdruck und andersartiger Auswirkung.

Algabal wird zum Priesterkönig um das Schön-Neue auf Erden zu verwirklichen. Dazu bedarf es einen Garten, einen Ort des Wachstums, frei von ailen Bedingtheiten, unabhângig von ailen Naturhaften einer wirklichen Welt; damit er im Geiste frei schöpfen kann, was sein höchstes Ziel war. Für eine neue Schöpfung bedarf er einen neuen Schaffensraum, eine andere Welt als die bestehende, natürliche. Darin verbannt der formende Wille alles Naturhafte und Lebendige.

Wir hören in diesem Priesterkönig, der bewusst einer neuen Schöpfung sein höchstes Trachten widmet, zugleich den Dichter sprechen.

Rhythmus, Klang und Veranschaulichung drücken aus, dass diese neue Welt Algabals auf ganz sicheren Füßen steht.

Und Doch steht er, in der 4. Strophe mit dem nackten "ich" plötzlich fragend da, wenn er "sinnend" in seiner eigenen, nach eigenem willen gebauten welt, die er ausdrücklich sein "heiligtum" nennt, frei von ailen "sorgen" auf und niedergeht:

Wie zeug **ich** dich aber im heiligtume
 —So fragt **ich** wenn ich es sinnend durchmass
 in kühnen gespinsten der sorge vergassj—

Dreimal wiederholt sich das "ich" in den ersten zwei Versen, das die "sorge" für einen natürlichen Garten nötige Fürsorge, Pflege ganz vergessen hatte.

Es ist das Schöpfer-Ich in seiner Berufung. Aber dieses leh fühlte sich doch so sicher in seiner Welt, dass ihm der Glaube an die Heiligkeit seiner Schöpfung nicht geraubt werden kann. Und doch bewegt ihn diese Frage. Denn die prächtige Schaurigkeit dieses selbst gebauten Gartens entspricht

der furchtbaren Einsamkeit, die der Dichter auf sich nimmt, ja wählt, um einer verfallenden Welt ein neues entgegen zu stellen von so eigener Art, dass es von einer anderen Welt weder genährt noch zerstört werden kann. In der Einsamkeit hat die Natur noch ein Geheimnis vom Leben, das dem Übermütigen, Sterblichen entgeht. Daher ist für den Dichter-Künstler die Einsamkeit nötig. Es ist, wenn man so sagen will eine gewisse Tragik darin, die Tragik des Künstlers, der er nicht entrinnen kann. Zur Erleichterung und Stärkung zugleich, braucht der Dichter diese Einsamkeit.

Eine solche, von allen Bedingungen sonstigen Lebens freie Erzeugung neuen Daseins ist nur im reinen Kunstgebilde der Dichtung möglich. Aber der Dichter steht vor der Frage: "Wie zeug ich. .?"

Wieder wie in der 1. Strophe bekommt die Silbe des Auftaks den Ton. Jetzt ist es aber nicht mehr das herrisch auftretende Possesivpronomen "mein", sondern das, in Schöpfersorge schwebende "wie?". Dies ist das Zentralthema und steht im Gegensatz zum mechanischen "erbauen". Bricht doch die Sehnsucht nach dem Warmen und Lebendigen. Es ist die Lebensfrage eines Dichters: Das Erzeugen einer neuen Kunst. Der Dichter nennt sie die:

Dunkle grosse schwarze blume?

So wird die "blume" das Symbol eines neu zu erschaffenden Werkes aus dem neuen Werk hervorgehen kann. Die Blume ist dunkel, gross und schwarz, weil dieses neue Werk auf allen tröstlichen Schein und Schmuck und alles Spiel mit Vorspiegelungen verzichten muss, um ein Etwas in die Welt zu stellen, das nur auf sich beruht. Ist dies gelungen, so kann gerade der "schwarzen blume" des einsamsten Gartens wieder alle Farbe, alles Licht und alle Schönheit entstehen. Die "blume" ist also das, was diesen kostbar-künstlichen Park, dieses "heiligtum" diesen Schöpfungsgarten erst zum Leben erweckt.

So ahnen wir, weil wir um den Weg des Dichters zur Natur, zur Liebe und Gemeinschaft, zum JAHR DER SEELE, zum MAXIMIN-Kult und zum STERN DES BUNDES wissen. Der Dichter und dies Gedicht wissen aber davon noch nichts, sollen auch noch nichts wissen.

Die "blume" ist "dunkel", "schwarz", wie es dem heilig-dämmerigen Garten, in dem sie stehen soll, entspricht. Sie hat nichts Inniges und Duftendes an sich, sie ist "gross": repräsentativ, ornamental. Es ist nicht die "blaue blume" der liebe- und wunderverlangenden romantischen Seele.¹⁰ Dennoch bleibt als etwas Wesentliches die Frage, welche die 4. Strophe erfüllt und mit welcher das Gedicht endet. Sie durchbricht unwillkürlich die herrische Abgeschlossenheit des Besitzenden und sucht der Sehnsucht ein Tor zu öffnen. Daher ändert sich auch in der 4. Strophe das Reimschema

¹⁰ Vgl. Fr. Gundolf: "George" S. 86 (Vergleich der schwarzen Blume mit der blauen).

Das Reimvvort zu "heiligtume" steht nicht, wie es dem Schema entspräche, im 3. Vers, es wird der erwachten seelischen Spannung entsprechend in die fernerliegende 4. Zeile gedrängt, um nach der Zurückhaltung als das eigentliche, symbolische Ziehvort des Gedichts um so voller, erfüllender klingen zu lassen. Dem entspringt der Schritt von den i-Lauten des 1. Verses über die konsonantenreichen, etwas halben Worte der mittleren Verse zu den schweren dunkelvokalischen Silben des letzten Verses und zum bedeutungsschweren Ausklang "blume".

Ein Gedicht aus den Jahren 1934 von Jaime-Liebig (Dichter und Freund Georges, die unter seinen anderen Gedichten mit dem Titel "Requiem für Stefan George", steht,¹¹ gibt den Sinn dieser "schwarzen blume" aber erst auf seiner weiteren Stufe:

*Hab aufschneebedeckter ackerkrume
leh die blume (wiederum gemahrt?
Schwarze blume aus dem altertume
Hast des Lebens sinn mir offenbart:*

*Ailen lebens mutter ist die stille
Die im meltenrhythmus leise schwingt
Ailen lebens feind: erobrerwille
Ders aus gottbedingten bahnen zwingt*

*Leben will nach eigenen gesetzen
Sich entfalten niemand untertan—
Jene die es freventlich verletzen
Finden schönheit nicht auf ihrer bahn.*

*Leben schafft kein welterobrerwille
Der sich stets in eitelkeit verliert—
Lebens grosses Mutter bleibt die stille
Die sich ewig aus sich selbst gebiert.*

*Dieses ist der sinn der schwarzen blume
Die die muse Algalal verlieh:
Sie die einst im Altertume
Uns zu reife, glanz und glück gedieh.*

Die "stille" ist es zwar, die das "leben" ständig "aus sich selbst gebiert", aber hier in der ersten Stufe von Georges schöpferischen Gestaltens ist noch nicht die Rede vom "leben". Erst aus seinen späteren Gedichten ziehen wir den Entschluss daraus. Hier in der Vorstellung der "schwarzen blume" liegt allein die Verlebendigung des Werkes, der Kunst: eine Erläuterung, ein Grübeln über das Geheimnis des Erzeugens und des Werdens des künstlerischen Schaffens. im Gegensatz zu der "blauen blume" ist darin die Wirklichkeit des Werkes, die noch erzwungen werden muss, verdichtet. Eine solche, noch unbeherrschte, unbegriffene Kraft ist darin bejaht. Eine bedingte und bedingende herrische und wahrhaftige Gegenwart steckt

¹¹ Rede über Stefan George" S. 31.

darin. Und George verlangt diese "blume", er ist nicht auf der Suche, eifert dem Nichtdaseienden nicht nach. Er will sie zeugen, ein schon Daseiendes neu erzeugen.

Nach George hat die neue Dichtung ihre eigenen Voraussetzungen zur Entstehung. Die neue Dichtung kann nur im eigenen Reich entstehen, weil in der wirklichen Welt kein Boden mehr ist, aus dem Dichtung als Lebensschöpfung wachsen könnte. Der Verfall der Welt, der im XIX. Jahrhundert den führenden Geistern offenbar wurde — Nietzsche ist sein bekanntester Verkünder und seit ihm ist das Bewusstsein von diesem Verfall in die Breite gedrungen — hat nicht nur wie auch andere Niedergänge bestimmte Lebensformen zerstört, sondern auch die Formungsmöglichkeit in den entbundenen Menschen überhaupt untergraben. George hat das sehr stark empfunden und sich mit aller Kraft dagegen gewandt. Ihm schien jede Verbindung mit diesen "erkrankten" Welten, die sich "zu Ende fiebern ein echtes, neues "Wachstum nicht nur zu gefährden, sondern unmöglich zu machen. Äusserste Abkehr, Einsamkeit und Einkehr schien ihm die unerlässliche Voraussetzung zur Erzeugung eines neuen lebenskräftigen Werkes, einen neuen von jener "Krankheit" nicht angesteckten Formung.

Wir finden dieses Wissen um die "Krankheit" der Welt und diesem Glauben an die ihr gegenüber notwendige Haltung in den Worten seiner vom Schöpfungstrieb besessenen Algabal-Gestalt sinnbildlich mit ausgedrückt. Für die neue Dichtung, die in einer solchen Weltlage entstehen soll gelten noch die folgenden Voraussetzungen:

1. Der Raum der Dichtung muss vom Dichter selbst gebaut werden.
2. Nur ein neuer Raum, ein neues Gebäude lässt neue Gestalten entstehen.
3. Neue Formen, neues Gestalten kündigt die neue Art und die neue Zeit an: die "dunkle grosse schwarze blume" ist das ernste, zugleich unerbittlich nüchterne und feierliche Symbol der Entstehung dieser neuen Art und neuen Zeit.

Inhalt, Bearbeitung und Urteil eines Werkes hat Gestalt gefunden im ersten Gedicht des *TEPPICH DES LEBENS*, das den Titel "Der Teppich" (V. 40) trägt:

Hier schlingen menschen mit gewächsen tieren
Sich fremd zum bund umrahmt von seidner franze
Und blaue sicheln weisse sterne zieren
Und queren sie in dem erstarrten tanze.

Und kahle linien ziehn in reich-gestickten
Und teil um teil ist wirr und gegenwendig
Und keiner ahnt das rätsel der verstrickten. .
Da eines abends wird das werk lebendig.

Da regen schauernd sich die toten äste
Die wesen eng von strich und kreis umspannet
Und treten klar vor die geknüpften quäste
Die lösung bringend über die ihr sannet !

Sie ist nach willen nicht : ist nicht für jede
 Gewohne stunde: ist kein schatz der gilde.
 Sie wird den vielen nie und nie durch rede
 Sie wird den seltnen selten im gebilde.

Das Gedicht hebt mit dem Eigenschaftswort "hier" an und weist mit einer epischen Gesste auf einen Teppich. Wir schauen auf diesem Teppich von einer gewissen Perspektive an: von Oben herab. Er ist ein Kunstteppich (ein Gebetsteppich des Orients mit seiner geheimnisvollen Ornamentik). Er ist das Leben selbst. Wir sind nicht darin, nehmen nicht teil daran, sondern betrachteten ihn von einer gesicherten Standpunkt aus und sehen, dass viele Gestalten sich in seltsame Verbindung vereinigen.

Hier schlingen menschen mit gewächsen tieren
 Sich fremd zum bund umrahmt von seindner franze
 Und blaue sicheln weisse sterne zieren
 Und queren sie in dem erstarrten tanze.

Die 1. Strophe zeigt die ursprünglichsten Gestalten des Lebens: Es ist voll von Mächten und Wesen: von Menschen, Pflanzen, Tiere und Zeichen. Sie sind von seidnen Franzen umrahmt und von Sicheln und Sternen, die unter ihnen stehen geschmückt, so dass sie wie in einem eigentümlichen Tanz erstarrt erscheinen:

Das "hier", das festgestellt ist, das neue Lebensgefühl der Gegenwart, lässt gleich stellung nehmen zu seinem Gegenüber, zu einem gewissen "dört" in der Vergangenheit. Es begreift das Leben nicht mehr wie in früheren Zeiten unter einem architektonisch geordneten Bau. Daher "fremd zum bund". Unter dem Eindruck irrationaler Gewalten, unter ungeheure Füllen und Verschlingungen, unter dem letzten Geheimnis erfasst er als einen Teppich mit scheinbar willkürlich ineinander verstrickten Figuren. Die geheime Fügung derer klart sich aber nur dem Geweihten. Weil eben das Gebilde, Gestalt gewonnene Figuren in ausgewählten Linien, nicht nur durch eine Einzelgebärde, sondern durch eine ganze Folge von bezeichnenden Gesten nur das Wesentliche zeigen. Diese Folge ist in sich so geschlossen, dass jedem Gedicht ein umfassender Bildtitel vorausgesetzt werden kann. Das Gebilde wird aus dem Zusammenhang der Natur herausgelöst und auf die Ebene des Geistes gehoben, wo es sinnbildlich erscheint. Und in ihren Höhepunkten,- durch des Dichters Wort gebannt sieht er "erstarrt" aus, weil die Darstellung flächig und nicht körperhaft ist. Der "tanz deutet auf die Ordnung hin. Sie ist bewegt und gibt doch den Eindruck eines Unbeweglichen.

Die 2. Strophe weist auf die Formen hin, die sich im "tanz", in der Ordnung erst gestaltet:

Und kahle linien in reich-gestickten
 Und teil um teil ist wirr und gegenwendig

Reichgestickte Linien ziehen sich durch "tanz" hindurch. Vielbedeutungssames wird dahineingearbeitet. Aber auch manche kahle Linien werden

geführt, die nichts bedeuten, Alles Einzelne erscheint oft als "wirr" und eines gegen das andere gewendet: "teil um teil". Widersprüche auf jedem Tritt. Die Gestalten erscheinen wie in ein unheimliches Netz verstrickt. Und warum?

. . keiner ahnt des râtzel der verstrickten. .

Erweckt doch auf den ersten Blick das Leben auch immer den Anschein des Sinnlosen. Es ist ein "râtzel". Darin liegt aber zugleich, dass er auflösbar ist. Der Betrachtende muss es nur erkennen. Er muss es erkennen öder versagen. Das Leben ist ein "râtzel" und noch ungelöst. Die Sicht (des Dichters) weiss aber den innersten Sinn seiner Zeichen. Dies ist wohl ein Widerspruch. in diesem Widerspuch aber liegt der Gegenstand des Gedichts. Er bringt die Lösung:

Da eines abends wird das werk lebendig.

Es handelt sich also um ein Werk. Ein Werk, das das ganze Leben in sich aufnimmt, aile seine Mächte, Wesen und Zeichen gestaltet. Gestaltung ist jedem Kunstwerk eigentümlich und in besonderem der Dichtkunst. Gerade die Dichtung ist imstande den Gesamtsinn des Lebens zu erfahren und auszusprechen. Das kann sie nur durch eine sinnvolle Ordnung der Mächte, Wesen und Zeichen, nur durch eine kunstvolle Verknüpfung derer, wodurch das Werk entsteht. Leben, Ordnung und Sinn der Einzelbilder verstricken sich in eine scheinbare Wirrnis lebloser Gestalten und harren auf eine Stunde der Gnade, "abends"?

Warum aber "abends"?

Der Abend ist schon deshalb die gnadenreiche Stunde, weil sich da erst, die Seele vom hemmenden Alltag lösen und in ihr eigenes Reich der Gesichte zurückziehen kann. Und wenn dieser Abend kommt, was bringt er?

Die Antwort liegt in der 3. Strophe:

in dieser "abend" beginnen sich die starren Gestalten und Formen zu bewegen, die in Kreise und Striche gebanntes Wesen befreien sich gleichsam, treten als klare Bilder vor das Knüpfwerk:

Da regen schauernd sich die toten âste
Die wesen eng von strich und kreis umspannet
Und treten klar vor die geknüpften quâste
Die Lösung bringend über die ihr sannet!

Die "lösung" ist es, die der begnadete "abend" bringt, an dem die Gestalten selber bewegend, vor das Knüpfwerk treten und selbst die Lösung Râtzel darbieten.

Wie vollzieht sich die Lösung?

Die letzte Strophe erklärt sie:

Sie vollzieht sich nicht so wie jeder sie eigentlich für sich wünschte. Sie lässt sich auch nicht hinübernehmen in jede gewöhnliche Stunde. Und lässt sich nicht durch sichere Einrichtungen überliefern. Den Vielen unverstândlich, lässt sie sich niemals durch gedankliche Betrachtung erfassen. Sie

offenbart sich auch nur in sekunen Stunden für sekene Menschen und lässt sich nur im Gebilde begreifen, d. h. im Gestalten, Formgewordenen:

Sie ist nach willen nicht ist nicht: für jede
 Gewohne stunde: ist kein schatz der gilde.
 Sie wird den vielen nie und nie durch rede
 Sie wird den seltnen selten im gebilde.

Beim Einfühlen in ein Gedicht kann es geschehen, dass seine tragenden Elemente in irgend einer Stunde dem Geniessenden plötzlich aufgeht. Denn nicht nur auf den Wortsinn, nicht nur auf die Klangfarbe der Worte im einzelnen kommt es in einem Gedicht an, auch die geistige Welt des dichterischen Gebildes als Ganzes muss ein-und aufgehen. Was im Gebilde an Künstlerischen und Seelischen verhaftet ist, kann den "vielen nie und nie durch rede" aufgeschlossen werden. Die "rede", das Erklärende, kann den Geniessenden nur dazu vorbereiten, d. h. sie kann ihn nur bis an die Schwelle heranführen, ihn innerlich in die Haltung versetzen, aber das vvahrhafte Erleben eines Kunstwerkes ist gnade. Es verschliesst sich dem Alltag unsichtbar, und nur der Erkorene erlebt und schaut sie. Die letzten beiden Verse deuten auch klanglīch durch die Wiederholungen auf das verweilende Schauen müssen:

Sie wird den vielen nie und nie. . .
 Sie wird den seltnen selten . . .

Das "Werk" ist "tot" und ohne "regung" für den, der nur seine äusseren Formen ansieht und nicht das ihm innewohnende Gesetz wahrnimmt. Denn das Spiel seiner Formen erfährt er nur als ein ihm fremdes und wesenloses Schauspiel. Für den aber, der von der eigenen inneren Mitte her Zugang zum Werk gefunden hat "regen" sich die "wesen" und legen den Sinn des Lebens offen dar. Daher beginnt das "Werk" zu "leben". Dabei geht es aber nicht um Teilverstehen der Welt, sondern um das Ergreifen öder Verfehlen des ganzen Lebens. Der "Teppich" ist das Symbol für das Sein des Kosmos: als Natur und geschichtliche Welt. Selbst in Einzelheiten wie in Vers 3: "blaue sicheln weisse sterne" kann ein Hinweis darauf gesehen werden, dass die Welt, zum Gegenstand der inneren Schau, als Ali genommen wurde. Als "Werk" ist der "teppich" ein sinnvolles Ganzes.

*

Dass das Wesen des Dichtwerks nicht der Inhalt sondern die Form macht kommt ausdrücklich im zweiten Spruch an "A. C Verwey" im NEUEN REICH (IX, 104):

'Hier ist der schnitt - hier kann leh nicht mehr glauben
 Was? Was ihr berget? was ihr offēn sagt?
 Dass noehmals wachstum bricht aus toten-vvelten. .
 Das andre - Dichter! sei dem dichter leicht.

Der Dichter (Verwey) spricht zum Dichter (George), den er sich geistesverwandt geglaubt hatte:

"Hier ist der schnitt", die Spur eines Messers, die Schnittwunde, die uns trennt. "Hier kann ich nicht mehr glauben", d. h. hier habe ich keine innere Gewissheit mehr. Hier brauche ich Beweise.

Der ihm Geistesverwandte (George) aberfragt zurück: "Was?", an was könnt Ihr nicht glauben? An das vielleicht, was Ihr 'berget", was Ihr verheimlicht vor mir, vor Euch selbst? Öder an das, was Ihr "offen", unverhüllt, klar, ohne Hinterhalt sagt? Glaubt Ihr vielleicht an das nicht, dass aus "toten welten", aus öden Kreisen noch einmal Gewächse hervorkommen können, etwas neues, fruchtbringendes gedeihen kann? Über einen solchen Glauben lässt sich freilich nicht rechten. Er wird nur dem zu Teil, der Kraft genug dazu mitbringt. Gerade aus der "toten", des Lebens beraubten "welt", neues gedeihen zu lassen ist Schöpfung. Diese neue Schöpfung war es, woran Verwey nicht glauben wollte. Dieser Glaube Georges aber war es gerade, der ihn über Verwey hob.

Alles "andere", was der ehemalige Dichtergegenwart als trennend empfunden, mag er es nun eingestehen öder verbergen - müsste er "leicht" verstehen und hinnehmen können. Was ist mit diesem "anderen" gemeint? Man weiss, dass Verwey dem Dichter George bestimmte Gegenstände, Auffassungen und Meinungen vorwarf, die ihn in dessen späteren Dichtungen störten und die ihm unannehmbar vorkamen. Hier wird er daran erinnert, dass alles dieses Stoffliche und Meinungsmässige Dichtern und dichterischen Menschen nicht zum Anstoss werden kann. Waren doch gerade diese beiden Dichter vom Beginn ihrer künstlerischen Freundschaft an, gemeinsam überzeugt gewesen, dass nicht Gegenstände und Auffassungen, sondern Form und Darstellung allein das Wesen der Kunst ausmachen.

Führte doch schon der Engel den Dichter in den VVirmissem des Lebens und in die Nöten der Kunst um ihm, dem ringenden Dichter Antwort auf seine quälenden Fragen zu geben, dass es eben nur "Eine" Form gibt, trotz der "abertausende" Formen der Dinge. So hiess es in den letzten zwei Strophen des "Vorspiel" XV, 21) im TEPPICH DES LEBENS :

Und leidest du am zagemut der vâter
Dass der gestalten vvechselnd buntes schvirren
Und ihre überfülle dich verirren:
Vernichtet dich die weltenzahl im âther:

So komm zur stätte wo wir uns verbünden!
in meinem hain der weihe hallt es braüsend:
Sind auch der dinge formen abertausend
ist dir nur Eine - Meine - sie zu künden.

Und diese Form muss gewollt sein. Denn:

"Wie die form gewollt ist, so wird sie." ¹²

¹²Boehringer: "Ewiger Augenblick" S. 22.

Doch darf hier aber nicht falch verstanden werden, dass in der Formgebung allein das Wesentliche zu sehen und das Stoffliche als bedeutungslos zu erachten ist, wo selbst in den "Blättern für die Kunst" schon heisst:

"verfallen leicht Maler in den Fehler, zu meinen: durch die Darstellung einer Kuh etwa könne soviel ausgedrückt werden wie durch den menschlichen Körper, durch einen Spargel soviel wie durch jede Landschaft. Höchster Ausdruck ist aber dort erreicht, wo nach unseren menschlichen Maassen am meisten Seelenstoff ist der zusammenschliessen kann. Dies Anschliessen von Seelenstoff ist der wesentliche Punkt bei der Bergrennung des Künstlerischen, des Dichterischen überhaupt!"¹³

Liebe schafft Werk und Welt!

Dies bestätigt George noch einmal im Schlussgessang des TRAUM-DUNKEL, im Gedicht "Hehre Harfe" (VI VII, 152-53):

Sucht ihr neben noch das übel
Greift ihr aussen nach dem heile:
Giesst ihr noch in lecke kübel,
Müht ihr euch noch um das feile.

Alles seid ihr selbst und drinne:
Des gebets entzücktet laut
Schmilzt in eins mit jeder minne,
Nennt sie Gott und freund und braut!

Keine zeiten können borgen. .
Fegt der sturm die erde sauber:
Tretet ihr in euren morgen,
Werfet euren blick voli zauber

Auf die euch verliehnen gaue
Auf das volk das euch umfahet
Und das land das dämmergraue
Das ihr früh im brunnen sahet.

Hegt den wahn nicht: mehr zu lernen
Als aus staunen überschvang
Holden blumen hohen sternen
EINEN sonnigen lobgesang.

In fünfvierzeiligen Strophen warnt hier der Dichter die Dichtergeister das Gute und auch das Schlechte, "übel" und "heil" je noch in der Aussenwelt zu suchen, denn das wäre ein Bemühen so vergeblich wie Wasser in löcherige Gefässe giessen und so wertlos wie ein Streben nach billig Angebotenen.

Die 2. Strophe zeigt den Ort, wo dies alles zu suchen sei:

Wer vom dichterischen Geist bewohnt wird, trägt alles in eigenem. Inneren und dort fallen die Entscheidungen über sein Schicksal. Es ist die Liebesregung im Menschen- welcher Art auch immer, die ihn zur Teilhabe am höheren Leben führt. Nur wenn "minne", Liebe im Menschen rege

¹³ Auslese-Band II, S. 18.

ist, wird er zur "betenden Entzückung" fähig, nur dann kann er sich zu einer höheren Daseinsart erheben. Jedes "gebet", jedes innere Verhältnis des Menschen zum höheren Weltwesen, verschmilzt, verbindet sich mit einer Liebesregung, ganz gleich ob diese Regung sich den Namen der Gottesliebe, der Freundesliebe öder der Liebe zur Braut gibt öder sich noch nach einem anderen Gegenstand nennt, auf den sie sich richtet. in jedem Faile verwandelt sich in allem mit einer solchen betenden Liebe Geschauten Göttliches und Menschliches in eines:

Alles seid ihr selbst und drinne:
Des gebets entzückter laut
Schmilzt in eins mit jeder minne,
Nennt sie Gott und freund und braut!

Die dritte Strophe sagt, woher man nie ein wirkliches Leben entleihen kann: nie aus anderen Zeiten. Daher gelte es jedesmal, das neue eigene Leben zu verwirklichen. Wenn der neue Lebensatem das Abgestorbene weggeweht, die Erde wieder gereinigt hat, muss der neue Mensch in seinen Morgen, in seine neue Lebenstunde treten:

Keine Zeiten können borgen. .
Fegt der sturm die erde sauber:
Tretet ihr in euren morgen,
Werfet euren blick voli zauber

Die vierte Strophe deutet auf seine Aufgaben: Er muss, die ihm "verliehenen gaue" die ihm von Schicksal zugewiesene Lebenslandschaft und die ihm durch Lebensbande verbundenen anderen Menschen ins Auge fassen. Es gilt, mit dem dichterischen Zauberblick das im "traum" geahnte, "das land das dâmmerraue", das im Spiel des "brunnens" schon in der Jugend vorausgesehene neue Leben, jedesmal in neuer Wirklichkeit zun emeçken:

Auf die euch verliehenen gaue
Auf das Volk das euch umfahet
Und das land das dâmmerraue
Das ihr früh im brunnen sahet.

Wo entsteht aber diese neue VVirklichkeit?

Die Schlusstrophe bringt die Lösung:

Hegt den wahn nicht: mehr zu lernen
Als aus staunen überschvvang
Holden blumen hohen sternern
EINEN sonnigen lobgesang.

Diese neue Wirklichkeit, dies neue Leben, entsteht und erfüllt sich im Gesang. Das Kunstwerk, der Gesang ist das Höchste, was dem Menschengeist gelingen kann. Über ihn hinaus etwas "lernen" zu wollen, ist ein Wahn ein Irrglaube. Das Staunen, schon von den Griechen als Beginn und Voraussetzung geistigen Lebens erkannt, die Begeisterung, das Überschwängen der Grenzen, der Schranken des Gemeinen, nicht in Schwärmerei, sondern

in wirklicher Erhebung, die süsse Lebensblüte und das geistige Licht gilt es zu einem immer neuen Loblied zu vereinigen.

Vier Gedanken gestalten sich also in diesem Gedicht zu einem Ganzen:

1. Der Gedanke von der weltschaffenden Liebeskraft.
2. Der Gedanke, das immer eine neue Lebensgründung nötig ist.
3. Der Gedanke, dass die Schöpfung der neuen Wirklichkeit nur nach dem Traumbild und durch den dichterischen "zauberblick" gelingen kann.
4. Der Gedanke, dass der Gesang die letzte "Weisheit des menschen ist. Daher ist die Harfe "hehr" und Symbol der dichterischen Schau.

*

Dichtung ist Offenbarung höherer Mächte.

Zu diesem Erkenntnis führt die Frage nach dem Sinn der Dichtung, der im ERSTEN BUCH des STERN DES BUNDES zum Ausdruck kommt (VIII, 18):

DA DEIN GEWITTER O DONNRERDIE WOLKEN ZERREIST
 Dein sturmvvind unheil weht und die vesten erschüttert
 ist da nicht nach klängen zu suchen ein frevles bemüht?
 'Die hehre harfe und selbst die geschmeidige leier
 Sagt meinen Willen durch steigend und stürzende zeit
 Sagt was unvvandelbar ist in der ordnung der sterne.
 Und diesen spruch verschliesse für dich: dass auf erden
 Kem herzog kein heiland wird der mit erstem hauch
 Nicht saugt eine luft erfüllt mit profeten-musik
 Dem um die vviege nicht zittert ein heldengesang.

Der Dichter spricht den "DONNRER", den zürnenden Weltherrscher an, der "sturmvvind", Unheil, Verderben sendet, alles "veste" erschüttert und die Erde mit Untergang bedroht: Muss nicht im Angesicht eines solchen Zeitgeistes das Suchen nach "klängen" Gesängen, nahen Tönen, das Dichten überhaupt als überhebliche Versündigung erscheinen. So werden sicher viele sagen, die unter einem solchen Zeitgeschick leiden. Und der Dichter selbst kennt diese Frage.

Von oben aber kommt die Antwort die den Sinn der Dichtung in jeder Zeitlage klar stellt: ist es nicht die erhabene "harfe", die schmiegsame "leier", der Gesang jeder Art, die den Willen der welltherrschenden Mächte offenbart und in denen sich das Bleibende, die "ordnung der sterne" mitten im veränderlichen Ausspricht?

Die Antwortende obere Stimme, die göttliche, fügt noch eine Geheimlehre dazu, die den Sinn des Dichters für eine Rettung in schlimmer Zeit erläutert: auf Erden wird niemand ein "herzog", ein wahrer Führer, nie-

mand ein "heiland", ein wahrer Retter, der nicht mit ernstem Hauch, eine mit "profeten-musik", d.h., mit seherischer Dichtung erfüllte Luft atmet und um dessen Wiege nicht schon die Klänge eines Heldenliedes geklungen haben.

Durch diese Antwort der göttlichen Stimme wird auch die Frage des Dichters der Sinn der Dichtung in der Welt dreifach gedeutet:

1. in der Dichtung offenbart sich der göttliche Wille, sei sie grosser Gesang öder zartes Lied. Er offenbart sich nicht etwa durch bewusstes Aussagen des Dichters, sondern durch die Art des Gebildes, das dem Dichter gelingt und in dem eine formende und schicksalhafte Kraft wohnt. Und diese Offenbarung ist gleichwichtig in Zeiten des Wachstums, der Blüte und des Verfalls..

2. in der Dichtung offenbart sich aber auch die unveränderlich, in ailen Entwicklungen und Lagen gültige Ordnung der ewigen Lebensgesetze.

3. Und endlich bringt nur die Dichtung die Atmosphäre, die Luft hervor, in der ein grosses Menschentum wachsen kann. Nicht nur die untmittelbare Wirkung des Dichters auf die Menschen in bewusster Aufnahme wird hier als ein Sinn der Dichtung aufgezeigt. Als mindestens ebenso wichtig wird das Entstehen einer Lebensluft für Menschen hoher Art angesehen. Wo keine Gesänge mehr klingen, kein Lied mehr singt, kann sich eine höhere Dasseinsart nicht entfalten.

So kommt es in diesem Gedicht auf die Frage des Dichters nach der Berechtigung, nach dem Sinn der Dichtung an, in einer schlechten Zeit, in der ihr Untergang angekündigt wird

*

Auf die Frage was schafft Dichtung? antwortet ein anderes Gedicht im ERSTEN BUCH des STERN DES BUNDES (VIII, 26):

Kommt wort vor tat kommt tat vor wort? Die stadt
 Des altertumes rief den Barden vor. .
 Gebrach auch seinem arm und bein die wucht
 Sein vers ermannte das gebrochne heer
 Und er ward spender lang vermissten siegs.
 So tauscht das schicksal lächelnd stand und stoff:
 Mein traum ward fleisch und sandte in den raum
 Geformt aus süsser erde - festen schritts
 Das kind aus hehrer lust und hehrer fron.

"Am Anfang war das Wort" heisst es in der Bibel. Goethe sann darüber und der untergehende Faust stellt in seiner letzten Verblendung am Ende die Tat vor Wort. Auch George stellte hier dieselbe Frage, ob "wort vor tat" öder "tat vor wort" kommt, ob zuerst gesagt, gesungen und dann getan, öder zuerst getan und dann gesungen wird: "Ce sont les antipotes

d'un art de perfection" sagt Glaude David in seinem "Stefan George, son oeuvre poetique"¹⁴

George weist zur Antwort auf diese Frage, auf das Beispiel Spartas hin. Die berühmteste Kriegerstadt hat in der Not verzweifelnder Niederlage die Barden, die Heldensänger herausgerufen. Diese wirkten nicht nur mit der Kraft ihrer Leiber im Kampfe, sie sangen und richteten durch ihren Gesang den Geist des entmutigten Heeres wieder auf, so dass es Ende den Sieg gewann: Der Sänger wurde durch sein Lied der Erwecker der Kraft zur Tat und der Schenker des Sieges.

Das Schicksal tauscht, —so sagt unser Gedicht weiter— auf diese Weise Stand und Stoff: was geistig war, wird wirklich. So hat der Dichter es selbst erlebt. Sein Traum wurde leibhaftig wirklich, nahm eine Form an aus "süßere Erde", d. h. er wurde Mensch und ging "festen schrittes", unerschütterlich, "in den räum" d. h. in die Wirklichkeit, aus dem Traum in das Leben.

Die hohe Traumkraft der Dichtung —so beantwortet George die Frage— hat Macht über die Wirklichkeit. Der dichterische Geist kann die Herzen zu einem neuen Tun, zu einer neuen Gestaltung der Wirklichkeit bewegen und stärken. Das dichterische Traumbild, kann, wenn seine Darstellung im Gesang gelingt, der wirklichen Erscheinung den Weg bereiten. Um mit Gundolf zu reden:

"Er hat den Traum in Fleisch zu verwandeln, und seine Tat in der Zeit ist die Verleibung des Urbildes die Erwckung von Helden durch das glühende Gesicht die Erziehung von Helden durch den hohen Gesang!"¹⁵

*

Das Lied verevigt sich durch begeisterungsfähige Nachkommen. Dies wird dargestellt im NEUEN REICH, in einem balladesken Volkslied, in dem eine Begegnung ins Sagen- und Märchenhafte erhoben wird. Es trägt den Titel "Das Lied" (IX, 126):

Es fuhr ein knecht hinaus zum wald
Sein bart war noch nicht flück
Er lief sich irr im wunderwald
Er kam nicht mehr zurück.

Das ganze dorf zog nach ihm aus
Vom früh- zum abendrot
Doch fand man nirgends seine spur
Da gab man ihn für tot.

So flossen sieben jahr dahin
Und eines morgens stand

¹⁴ Cl. David: "Stefan George, son oeuvre poetique" S. 269.

¹⁵ Fr. Gundolf : " George" S. 251.

Auf einmal vvieder er vorm dorf
Und ging zum brunnenrand.

Sie fragten wer er wâr und sahn
Ihm fremd ins angesicht,
Der vater starb die mutter starb
Ein andrer kannt ihn nicht.

Vor tagen hab ich mich verirrt
leh war im wunderwald
Dört kam ich reecht zu einem fest
Doch heim trieb man mich bald.

Die leute tragen güldnes haar
. Und eine haut wie sehnee. .
So heissen sie dört sonn und mond
So berg und tal und see.

Da lachten ali: in dieser früh
Ist er nicht weines voli.
Sie gaben ihm das vieh zur hut
Und sagten er ist toll.

So trieb er tâglich in das feld
Und sass auf einem Stein
Und sang bis in die tiefe nacht
Und niemand sorgte sein.

Nur kinder horehten seinem lied
Und sassen oft zur zeit. .
Sie sangen's als er lang schon tot
Bis in die spätsste zeit.

in diesem Gedicht einer Ballade, wird die Geschichte von einem jungen, noch nicht erweckten Knecht erzählt, der hinauszieht in einem "wunderwald", sich darin verirrt, und nicht vvieder zurückkommt.

Als nun der Knecht nicht mehr zurückkam, wurde das Dorf um ihn besorgt. Sie zogen hinaus in den Wald um ihn zu suchen. Von Morgen bis zum Abend suchen sie, finden ihn aber nicht. Keine Spur war von ihm zu sehen, so dass sie am Ende annahmen, er wâre tot.

Von dem Wunder des Waldes, das der Jüngling erlebt, merken die Dorfbewohner nichts. Sie merken nicht wie das Morgenlicht durch dichte Blätter der Bäume fließt und wie das "abendrot" das Helle wieder ins Dunkle wiegt. Daher verlaufen sie sich auch nicht darin.

Erst sieben Jahre später kommt der Knecht wieder zurück ins Dorf. Die Dorfbewohner sehen ihn eines Morgens zum "brunnenrand" gehen.

Der Brunnen als Sinnbild der Heilquelle will sagen, dass der Jüngling nun geheilt, geweckt zum Manne gereift ins Dorf zurückgekehrt ist.

Sein Vater und seine Mutter waren gestorben. Andere kannten ihn nicht, sahen ihn deshalb ins Gesicht. Sie fragten ihn wer er wâre.

Der Knecht antwortete. Vor einigen Tagen habe er sich in den Wald verlaufen. in einem "wunderwald", wo Feste gegeben wurden. Aber man habe ihn bald wieder heimgeschickt.

Die Leute trügen dort im "Wunderwald" goldene Haare. Sie hätten eine Haut so weiss wie Schnee und hätten andere Namen für "sonne", "mond", "berg", "tal" und "see."

Die Naturereignisse mögen ihm als goldene, weisse Wundergestalten erschienen sein. Die "sonne", die Lichtspenderin, erweckte ihn. Die Vollmondnachte liessen ihn träumen, "Berge" mögen aufsein schweres Arbeiten in seinem Innern deuten, wo Höhen und Tiefen zu überwinden, "taler" zu überbrücken und "seen" zu überfahren waren. Aus diesen Erlebnissen mag er sich nun zur Reife erhoben haben, so dass all diese Erscheinungen zu einem Lied sich gestalten. ,

Die nüchternen Dorfbewohner aber, die von solchen Erlebnissen nichts erfahren haben, verstanden natürlich auch nichts von seinem Erzählen. Sie Sahen den zurückgekommenen Knecht als einen jammervollen Burschen an, während er doch geistvoll, die Natur besingt. Sie gaben ihm Viehe zu hüten und sagten er wäre einfach verrückt geworden.

Der Knecht aber war nicht verrückt. Er kümmert sich ja gar nicht um sie, nimmt das Vieh und trieb es ins Feld. Er sitzt auf einem Stein und singt bis in die tiefe Nacht hinein, denn sein Lied war nun reif. Aber niemand hörte auf ihn und niemand sorgte für seine Bedürfnisse.

Nur die Kinder, die reinen unverdorbenen, die sich begeistern können, sassen oft ihm zur Seite und horchten auf sein Lied. Sie sangen dies auch nach seinem Tode bis in die späteste Zeit hinein.

Der Knecht, der Dichter,¹⁶ so klingt es aus diesem Lied in einfachen und zaubervollen Tönen, gehört noch einer zweiten, geheimen Welt an, der Welt des Wunders. Er findet ohne zu suchen den Weg in diese Wunderwelt, die anderen nicht wahrnehmen können, obwohl sie mitten in der Wirklichkeit liegt. in dieser zweiten welt wird er verwandelt, so dass er im Alltag wie ein Verrückter erscheint. Doch bringt er aus dieser seiner zweiten heimat die neuen Namen, die dichterischen zaubernden Worte für alle Dinge zurück, die man nur dort lernen kann. Er bringt das Lied zurück, dem Gesang, durch den dann die Welt der Wirklichkeit an der des Wunders Teil hat.

So verewigt sich das Lied, das in Tiefen eines "wunderwaldes" Gestalt gewann und mit ihm verewigt sich auch der Sänger, der in einem solchen wald seine zweite Heimat hat, durch diejenigen, die sich dafür begeistern können, mögen auch die nüchternen Menschen einen solchen für verrückt halten und seinen Sang für Unsinn erklären.

¹⁶ Auch DAVID nennt ihn: "une image du poite". Siehesein: "Stefan George, son oeuvre poetique", S. 326.

Die Herkunft des dauernden Zaubers aus der Entrückung und Verwandlung, die Geburt und Bewahrung des Wunders in den schlichten und lauterer Seelen.¹⁷

Das ist der Grundglaube dieser Ballade, in der sich zwei Welten gegenüberstehen:

- i. Die nüchterne Welt der Tätigkeiten und der Zwecke.
2. Die, in den Seelen wirkende Welt des Zaubers und des Wunders. in der einen werden die Wesen und die Dinge getötet, um sie zu beherrschen und zu verwenden. in der anderen werden sie in ihrer ursprünglichen Wirkungskraft erfahren.

In der einen werden Wesen und Dinge nur in einzelnen Zügen wahrgenommen, die nicht zu einem lebendigen Ganzen, nicht zu einem Bilde zusammentreten. in der anderen wird alles Einzelne nur in Bildern, nur in dem es in eine Gestalt eingeht, ergriffen.

In der einen herrscht das Streben alles zu durchschauen, um sich von seinen Einwirkungen zu befreien. in der anderen wird alles in seiner ursprünglichen Macht, die sich nicht verstandesmässig erfassen lässt erfahren.

*

Die dichterischen Aussagen Georges über das Wesen der Dichtung lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

1. *Dichtung ist Offenbarung des Willens der Mächte.*

Ist im grossen Kampf der Menschen um ihr zeitliches und ewiges Heil nicht die Dichtung, dieses Suchen nach Klängen, eine eitle, nützliche Bemühung, ja ein Frevel? Besonders in grossen Erschütterungen und äusserliche bedrohen?

Diesen Fragen antwortet bei George die Überzeugung, dass sich in der Dichtung der Wille der Mächte ausspricht, die das menschliche Leben beherrschen. Der für die Menschen schicksalhafte Wille der "Mächte" offenbart sich ebenso im hohen, ganze Daseinszonen und grossen Lebensfragen umfassenden Gesang wie im zarten, mit den Regungen des Herzens mittönenden Lied. Und er offenbart sich mitten im Wogen der Zeiten und ebenso in der steigenden wie in der stürzenden Woge des Schicksalsganges der Welt. Das Klängesuchen der Dichtung ist nicht eitles Spiel, sondern ein Weg, auf dem die Welt beherrschenden Mächte sich verlautbar machen. Es gehört zum Wesen der Dichtung, dass an ihren menschlichen Formungen übermenschliche Mächte mitwirken und durch sie in Welt einwirken.

¹⁷ Vrgl. Fr. Gundolf: "George" S. 283.

2. *Dichtung ist Offenbarung der ewigen Lebensgesetze.*

Aber nicht nur der Schicksahville spricht in der Dichtung aus. Auch die ewigen Ordnungen werden in ihr sichtbar. Die unwandelbaren Gesetze, unter denen alles Dasein steht und die es in allen seinen steigenden und sinkenden Schicksalen befolgen muss, treten in den gesetzlichen Klängen der Dichtung in wirksame Erscheinung.

3. *Dichtung ist freien Ursprungs.*

Trotz der Verbindung mit den weitbeherrschenden Mächten, ja gerade in dieser Verbindung ist die Dichtung nach Georges Auffassung die freieste Kunst. Sie kann im Irdischen aus eigener Wurzel wachsen, ja sie kann ihre eigenen Voraussetzungen schaffen. Sie ist im Stande, sich selbst den Raum zu bilden, in dem sie leben kann, die neuen Menschen zu schaffen, die ihre Träger werden können, und die neue Lebensregung zu entfachen, aus der sie dann selber weiter wachsen kann. Weil sie sich auch aus dem Innersten des Menschen allein nähren kann und von äusseren Bedingungen nicht abhängig ist, und weil in ihren Schöpfungsvorgang übermenschliche Mächte hineinwirken, ist sie auf eine eigentümliche Weise in ihrem Hervorgehen unbedingt und kann im Untergang einen neuen Weltzustand entspringen lassen.

4. *Dichtung ist schöpferische Schöpfung.*

Mit der von den gegebenen Wirklichkeiten in bestimmten Sinne unabhängigen Art ihres Hervorgehens hängt nach George die Macht der Dichtung über die Wirklichkeit zusammen. Wie die Traumkraft der Dichtung etwas noch nicht in der Wirklichkeit Bestehendes im Bilde erscheinen und im Gebilde erschaffen kann, so wirkt die Dichtung durch ihre Bilder verwandelnd auf das Bestehen, auf Mensch und Welt ein, ja sie kann neue Erscheinungen ihrer Bilder in der Wirklichkeit hervorrufen

In dem die Dichtung durch ihre Formung neue Gestalt für die menschlichen Regungen findet, schafft sie neue schöpferische Formen, auf die hin sich das Lebendige verwandelt. Man könnte sagen, dass die Dichtung neues Leben vorbildet, weil sie seinen ersten Regungen Gestalt gibt und damit die Vorbilder schafft, nach denen es eigentlich erst entsteht. So kommt der Dichtung eine besondere Bedeutung zu für die den Menschen immer wieder gestellte Aufgabe, neue Lebensformen zu finden. Es gibt einen dichterischen Zauberblick, der in die Wirklichkeiten eindringt und das im dichterischen "traum" geschaute Leben in ihnen wachruft.

Höhere Arten menschlichen Daseins können nach der Auffassung Georges überhaupt nicht gedeihen, wenn ihnen nicht das Erklängen hohen Gesanges die Lebensluft bereitet hat. Nicht nur durch ihre wirkenden Bilder ist Dichtung schöpferisch, sondern auch durch ihre Klänge und Rhythmen unter deren Einwirkung sich die höhere Lebensgebärde (wie der Tanz

unter der Einwirkung der Musik) erst hervorbilden, und ein höheres Menschentum erst wachsen kann.

5. *Dichtung ist Zauber.*

Alles an der Dichtung ist Zauber. Das heisst: in sie wirken alle Dinge und Kräfte mit ihrem ursprünglichen schöpferischen Geheimnis hinein und aus ihr wirken sie wieder mit ungebrochener Zaubermacht auf die Menschen und auf die Welt. Weil die Dichtung das in allen Wesen wirksame Geheimnis, durch das sie leben, nicht gedanklich auflöst, sondern es in ihren Bildern und am stärksten in ihren Klängen auffängt, so strahlt sie den an dieses Geheimnis gebundenen Zauber, verstärkt durch seine Verdichtung im Gebilde, wieder aus. Die Welt des Wunders, d. h. die Welt der geheimnisvoll schaffenden Gewalten, ist zwar überall gegenwärtig, kann aber nur durch verwandte schöpferische Kräfte wahrgenommen werden und nie durch einen durchschauenden, zerlegenden, das Gewebe der Schöpfung auflösenden Verstand. Vor allem aber ist die Erscheinung des Schönen an die Welt des "Wunders" gebunden. Nur wer aus der toten Welt der Zwecke in den "Wunderwald" gelangt, kann die Schönheit der Welt erblicken und die zaubernden Namen in denen das Schöne lebt, erfahren. Der Dichter ist nach dem "Jean Paul" "Gedicht im TEPPICH, "der Führer in dem Wald der Wunder". Dichtung entsteht durch Bezauberung und ist von zauberischen Wesen.

6. *Dichtung ist Erfassung des Lebenssinnes im Gebilde.*

Der Sinn des Lebens lässt sich nicht gedanklich begreifen, nicht festhalten und nicht überliefern. Er ist den Vielen nicht zugänglich und offenbart sich nur in Sekunden Stunden. Erfassen lässt er sich nur in Formschöpfungen, in Gebilden, aus denen er dann wieder wirksam werden kann. Durch die Vereinigung von Sinn, Bild und Klang in ihren Formschöpfungen ist es vor allem die Dichtung, die den Lebenssinn zugleich fassbar bestimmt und sinnlich zaubermächtig erfasst.

7. *Dichtung ist Kunstform.*

Nicht Gegenstände (Stoffe) und Auffassungen (Memungen), sondern Form und Darstellung machen das Wesen der Kunst aus.

* * *

im letzten Gedicht der sieben "Standbilder" im TEPPICH DES LEBENS wird die Macht der Dichtung als magischer Schleier gesehen (V, 63) Das Bild des Schleiers ist Symbol. Es kommt auf das Gewebe an, das zu verhüllen dient. An ihr trennt sich ein hier von einem dort. Er verhüllt zwar, aber verbirgt nicht ganz. Er verbietet Lichteffekte: trennt und schliesst ab. Daher gibt er ein Rätsel auf. Seine Funktion ist nach zwei

Seiten hin: Auf der einen Seite schützt er das verhüllte. Auf der anderen Seite schützt er vor dem verhüllten. Daher ist er wirksam und erhebt einen geistigen Anspruch: ein Zeichen weihevoller Würde. Mit einem Wink wird der Geist gebändigt. Mit einem Wink wird dieser wieder losgelassen. Es ist mit ihm ein wechselvolles Linienspiel. Je nach dem die Entstofflichung: Anmut öder Würde, wandelt sich mit ihm die Symbolik! Goethes Schleier hat die Welt erobert. Sein Schleier ist programmatisch aufgestellt in der "Zueignung". Es ist der Wahrheits-Schleier. Bei Goethe hat der Wahrheits-Schleier Macht auf das Dasein. Dem Zauberhaft von Goethes Schleiers entspringt der Ansatz von Georges Gedicht:

leh werf ihn so: und wundernd halten inne
Die auf dem heimisehen baumfeld früchte kösten. .
Die ferne flammt und eine stadt vom Osten
Enttaucht im nu mit kuppel zelt und zinne.

Einst flog er so empor: und öde sehranken
Der hâuser blinkten seheinhaft durch die nâsse
Es regte sich die welt in silberblâsse—
Am vollen mittag mondlicht der gedanken!

Er wogt und weht: und diese sind wie hirten
Der ersten tale, jene mâdehen gleiten
Wie sie die einst im rausch der Göttin vveihten. .
Dies paar ist wie ein schatten unter mirten.

Und so gewirbelt: ziehen sie zu zehnen
Durch dein gevohntes tor wie sonnenkinder—
Der langen lust, des leichten glückes finder. .
So wie mein schleier spielt wird euer sehnen!

Die vier Strophen zeigen an vier Beispielen, wie durch die magische Gewalt des Schleiers vor den Menschen verschiedene Bilder entstehen. Durch seine geheime Kraft entsteht das, was dem Sehnen der Menschen Inhalt und Richtung gibt. Jede Strophe setzt sich mit einer gleichartigen Auftakt ein, der an die verschiedenen artigen Würfe des Schleiers hinweist. Auf diesen Auftakt, folgt dann, vom Doppelpunkt an, eine jeweils verschiedene melodische Linie.

In der 1. Strophe erhebt das räumlich Ferne in unmittelbarer Nähe: Der Dichter erzählt in der lyrischen Ich-Form. Die melodische Linie ist hier von einem Gegeneinander beherrscht:

leh werf ihn so: und vvundernd halten inne
Die auf dem heimisehen baumfeld früchte kösten..
Die ferne flammt und eine stadt vom Osten
Enttaucht im nu mit kuppel zelt und zinne.

Wirft der Dichter den Schleier in der einen Weise, so vergegenwärtigt sich alles: vor denjenigen, die im heimischen Garten weilen, d. h. noch das Hier genossen. Ferne Länder und Zeiten glühen auf: plötzlich taucht eine Stadt mit Kuppeln, Zeiten und Zinnen herauf, die Welt des Ostens.

Auf die ruhig und erwartungsvoll dahinfließenden beiden ersten Zeilen ein bunter und schillernder Klang der Vokale: Durch die beiden "z" von "zelt" und "zinne" wird der Klang der Vokale verstärkt, so dass ein fremdländischer Akzent in die Sprache kommt. Es entsteht der Orient neben der Heimat als Bild.

in der 2. Strophe verwandelt sich der Schleier in einem alles bedeckenden Nebel: Die gegenwärtige Welt verwandelt sich plötzlich und die Sonne verbleibt wie Sonnenfinsternis. Daher der Auftakt "einst":

Einst flog er so empor: und öde schranken
Der hâuser bunken scheinhaft durch die nâsse
Es regte sich die welt in silberblâsse —
Am vollen mittag mondlicht der gedanken!

Fliegt der Schleier in anderer Weise, in die Höhe, so erscheint alles alles Gegenwärtige wie Gesichte: Die Wände der Häuser glänzen wie geistiger Schein durch die Nässe. Die Welt regt sich in einem Licht so blass wie Silber. Und dies alles geschieht am vollen Mittag, sodass am hellichten Tag der Dichter alles Wirkliche im "traum", im Mondlicht seiner Gedankenwelt sehen kann. Der Schleier verrückt also alles Wirkliche in eine Erscheinungswelt und verlockt die Geister zur Nachfolge. Es ist eine romantische Verzauberung der Gegenwart. Daher mag der Klang der Sprache unruhig sein; denn im Ton ist es die leise Angst, dass die "romantische" Welt bald wieder verschwinden wird.

Ganz anders ist die Klangfarbe der 3. Strophe, die der 1. entspricht: Das Ferngelegene wird wieder nahegerückt und die Vergangenheit wieder lebendig, nur in einer anderen Weise:

Er wogt und weht: und *diese* sind wie hirten
Der ersten tale, *jene* mädchen gleiten
Wie sie die einst im rausch der Göttin vveihten. .
Dies paar ist *wie* ein schatten unter mirten.

Fast schmeichelnd und süß gleiten die Verse dahin, in harmonischem Fluss folgen sich die Vokale: "tale" statt der schwächeren und jüngeren Form: Taler.

Im 3. Vers ist die Wiederholung "wie sie, die einst" vermieden; durch das bezeichnende "sie" sind die Mädchen bildhaft vor's Auge gerückt. Die Dreiteilung von "diese", "jene", "dies" bringt eine gewisse Wellenbewegung und das oft wiederholte "wie" einen beruhigenden, gleichnishaften Schimmer gemäß dem Inhalt: wogt und weht der Schleier, so bewegen sich heutige wirkliche Menschen mit so ursprünglicher Gebärde, dass Hirten und gottgeweihte Mädchen der reinen Vorwelt in ihren Gestalten erscheinen und das ewige Freundespaar wieder in den heiligen Gebüschten steht. Wenn auch diese Figuren keiner bestimmten geschichtlicher Epoche angehören, weht doch durch sie ein leiser Hauch des Griechischen.

In der letzten Strophe wird eine Vision der Zukunft vorgerufen:

Und so gewirbelt: ziehen sie zu zehnen
 Durch dein gevohntes tor wie sonnenkinder -

Lässt die Macht der Dichtung den Dichter seinen Schleier mit voller Gewalt wirbeln, so können diese heutigen Menschen wie die "sonnenkinder" wie die anfänglichen Kinder der Sonne in ganzen Reihen durch das "tor" ziehen.

Durch welches Tor?

Das "tor" deutet auf den gern übernommenen Zwang, dem sich der Zug fügt. Durch Gewohnheit ist dieser Torbogen dem Zug vertraut geworden; "dein" Tor heisst es, wohl um die Parallele zur letzten Zeile ("mein" Schleier) zu vermeiden. Ich und du eines und dasselbe, wie ja auch Hier und Dört, Einst und Jetzt in der Dichtung verschmelzen. Das sich als Sinnbild des Gesetzes wölbt, könnte auch "mein" Tor heissen: der Dichter-Seher hat es erbaut! Es ist das Tor seiner dichterischen Welt: der Dichtkunst. Ein letztes verrät die liebende Hinneigung des Dichters zum Zuge der "Sonnenkinder", die "sein" Tor durchschreiten: es sind —in übertragenem Sinne— seine Kinder, die ihm die Vision zeigt, die Gestalten seines Werkes: Heiterkeit und Anmut dieser Künftigen ist im 3. Vers dieser Strophe umschrieben:

Der langen lust, des leichten glückes finder: .

Sie können wie die Wesen des goldenen Zeitalters an Beginn und am Ende der Welt, das den Menschen der Schicksalszeiten Vervehrte, erleben: dass die tiefste Lust dauert und vergeht und das Glück leicht und nicht schmerzgeboren und nicht Schmerzen bringen über sie kommt.

in den drei Versen dieser Strophe ist es eine ansteigende Melodie, das Tätigkeitswort steht am Anfang: von da hebt sich der Ton, bleibt in der dritten Zeile auf gleicher Höhe und verschwebt im weiter zu Annenden-, Künftigen, wie die Punkte am Versende andeuten. Die letzte Zeile schwingt über den gesamten bisherigen Klang hinaus: sie kündigt in festlegenden Ton, dass es so ist:

So wie mein schleier spielt wird euer sehnen!

Von hier aus ergänzen sich die einzelnen Melodien und heben sich voneinander ab. Hier liegt der stolze triumphierende Schlussakkord, der rhythmische Höhepunkt und der Sinn des Ganzen: durch den magischen Schleier. die geheime Kraft des Rhythmus wird dem Tun und Denken der Menschen die Richtung, der letzte Zweck gegeben, den sie nie aus sich selber haben.

Dieser letzter Vers gibt den Sinn des Gedichts. Und hier liegt auch der rhythmische Höhepunkt. Es steigt zu diesem Vers an und in dem Ruf dieser Zeile findet es Ende. So wird der Schleier zum Sinnbild der Rhythmus. Ihr Spiel in vier verschiedenen Weisen zeigt die Schichten der Bildsich-

A. Ü. D. T. C. F. Dergisi F.

tigkeit und öffnet Perspektiven auf die Wirkungsstufen der Dichtkunst hindeutend:

1. Sie kann das Ferne, das Vergangene und das noch nie Dagewesene vergegenwärtigen, heraufbeschrören.

2. Sie kann alles wirkliche "verrücken", in die Traumwelt entrücken.

3. Sie kann in heutigen wirklichen Menschen, die Urgestalten des Menschentums beleben.

4. Sie kann die Scharen derer, die ihrem Zauber folgend durch ihr Tempeltor treten, in Kinder des goldenen Zeitalters jenseits unserer Schicksalswelt verwandeln.

im ersten "Zeitgedicht" des SIEBENTEN RINGES (VI/VII, 6-7) stellt George sich mit der vollen Wucht der Selbstdarstellung seiner Art und seines Schicksals, unter seine Zeitgenossen, die sein Werk misskannten und spricht zu ihnen:

Ihr meiner zeit genossen kanntet schon
 Bemasset schon und schaltet nich - ihr fehltet.
 Als ihr in lärm und wüster gier des lebens
 Mit plumpem tritt und rohem finger ranntet:
 Da galt ich für den salbentrunknen prinzen
 Der sanft geschaukelt seine takte zählte
 in schlanker anmut öder kühler würde,
 in blasser erdenferner festlichkeit.

Von einer ganzen jugend rauhen werken
 Ihr rietet nichts von qualen durch den sturm
 Nach höchstem first, von fährlich blutigen träumen.
 'im bund noch diesen freund!' und nicht nur lechzend
 Nach tat war der empörer eingedrungen
 Mit dolch und fackel in des feindes haus..
 Ihr kundige las't kein schauern' las't kein lächeln'
 Wart blind für was in dünnem schleier schlieft.

Der pfeifer zog euch dann zum wunderberge
 Mit schmeichelnden verliebten tönen, wies euch
 So fremde schätze dass euch allgemach
 Die welt verdross die unlängst man noch pries.
 Nun da schon einige arkadisch säuseln
 Und schwächting prunken: greift er die fanfare⁵
 Verletzt das morsche fleisch mit seinen sporen
 Und schmetternd führt er wieder ins gedräng.

Da greise dies als mannheit schielend loben
 Erseufzt ihr: solche hoheit stieg herab!
 Gesang verklärter wolken ward zum schrei!.
 Ihr sehet wechsel, doch ich tat das gleiche.
 Und der heut eifernde posaune bläst
 Und flüssig feuer schleudert weiss dass morgen
 Leicht aile schönheit kraft und grösse steigt
 Aus eines knaben stillem flötenlied.

Dies Gedicht erschien zuerst in der VI. Folge der "Blätter für die Kunst" (1902/03) und mutet einem an wie eine Verteidigungsrede. Es ist im Ton oratorisch gehalten, will aber mehr. Es will des Dichters dichterische Tat gerechtfertigen. George fühlte sich damals gezwungen von seinem Dichtertum Rechenschaft zu geben, da vielerseits ihm der Vorwurf gemacht wurde: er habe sich geändert. Dieser Vorwurf galt besonders seiner Entwicklung

1 Der lyrische Ausdruck seines künstlerischen Grundempfindens habe sich geändert.

2. Seine innere Welt sei gelöst.

3. Seine Stellung in und zu seiner Zeit wäre verwandelt.

Georges dichterischer Gang von den HYMNEN, über ALGABAL zur JAHR DER SEELE und zum TEPPICH DES LEBENS; dann die NEUEN GEDICHTE in der V. Folge der "Blätter für die Kunst" (1900/01), zeigen wechselnde Formen des lyrischen Ausdrucks manchmal liedhafte Einfachheit, manchmal anklagende Härte, aber das Grundempfinden blieb dasselbe. Daher spricht die 1. Strophe diejenigen an, die den Dichter verkannt hatten:

Ihr meiner zeit genossen kanntet *schon*
Bemasset *schon* und schaltet mich - ihr fehltet.

Das sich in jedem Vers wiederholende Umstandswort "schon" deutet darauf, dass die Zeitgenossen ihr Urteil über den Dichter sehr früh abgegeben haben. Sie haben ihn ja noch gar nicht richtig erkannt. Sie glaubten ihn zu kennen, sie glaubten von ihm zu wissen und hatten ihn sogar bemessen und über ihn verübt. Aber all das ist erfolglos, ja falsch; denn sie haben sich geirrt, ihn misskannt. Und wieso?

Als ihr in lärm und wüster gier des lebens
Mit plumpem tritt und rohem finger ranntet:
Da galt ich für den salbentrunkenen prinzen
Der sanft geschaukelt seine takte zählte
in schlanker anmut öder kühler würde,
in blasser erdenferner festlichkeit.

Weil die Zeitgenossen im Leben laut polterten und mit maasslosen Begehren jede Ruhe störten, mit unzarten, unbeholfenen, ungeschickten, ja "plumpen" Formen auftraten, grausam ohne Rücksicht hin und her im Wettkampfsich hetzten: da galt er ihnen für den "salbentrunkenen "prinzen", für einen "Ästhet" der nur mit Reizen der Schönheit spielte, der sich in seinen milden, zarten, beweglichen Takten wiegte zum Selbstgenuss Mattfarbig und blass erschienen ihnen die Feste des Dichters und seine Haltung nur als geschmeidiger Liebreiz Wohlgefälligkeit öder als kalter Abstand zu den Menschen. Während der Dichter in seiner frühen Abgeschlossenheit nach neuen Formen der Sprache und des Lebens suchte, schien er den Menschen nur ein künstlicher Spieler.

Die 2. Strophe spricht diejenige an, die nicht von Kampfund Qual der Jugend geahnt, nicht den fremden Einbruch des Empörers in ihr Weltbild gespürt und den Dichter nicht verstanden hatten:

Von einer ganzen jugend rauhen werken
ihr rietet nichts von qualen durch den sturn
Nach höchstem first, von fährlich blutigen träumen.

Die vorschnellen Beurteiler haben nichts gemerkt von den "rauhem werken" seiner Jugend, nichts von seinem Kampf um höchste Ziele, nichts von den Gefahren seiner grossen Pläne und seines Ringens um die Menschen, die ihm Helfer werden könnten bei seiner grossen Aufgabe in der Welt. Die Beurteiler sonst stolz auf ihre neueste, in jedes Innere eindringende Seelenkunde, haben weder in seinem Lächeln noch in seinem Zittern lesen können, was ihn eigentlich bevegte: Sie konnten in zarten Schleier der Dichter nichts erkennen von den Gewalten, die in des Dichters Seele und in seinen Versen miteinander rangen:

'im bund noch diesen freund und nicht nur lechzend
Nach tat war der empörer eingedrungen
Mit doleh und fackel in des feindes haus. .
ihr kundige las't kein schauern las't kein lâcheln,
Wart blind für was in dünnem schleier schlief.

Nicht nur einmal wurde der neue Freund, den der Dichter für seinen "bund" d. h. als Helfer für seinen Aufbau einer neuen Kunst und eines neuen Lebens zu gewinnen traachtete, dann gerade zum gefährlichsten Feind, der den "bund von Innen zu zerstören suchte, d.h. in das Haus, in das er aufgenommen war, den Feuerbrand warf- und den Menschen bekämpfte in dessen "bund" er eingetreten war.

in der 3. Strophe führt der Dichter, der damals noch jung war und dessen Singen wie ein lockendes Pfeifen klang (daher "der pfeifer"), die Hörer nach dem "vvunderberge" wo er ganz neue Dinge erlebte:

Der pfeifer zog euch dann zum vvunderberge
Mit schmeichelnden verliebten tönen, wies euch
So fremde sehätze dass euch allgemach
Die welt verdross die unlângst man noch pries.

Auf dem Wege dahin konnte er nur lobende, liebesagende Töne hervorbringen. Als er aber dort angelangt, zeigt er ihnen soviel Sehätze, dass die Welt, die man noch jüngst rühmte, allmählich Unwillen erregte:

Nun da schon einige arkadisch säuseln
Und schmâchtig prunken: greift er die fanfare,
Verletzt das morsehe fleisch mit seinen sporen
Und schmetternd führt er wieder ins gedrâng.

Einige fingen schon an ihm nachzuahmen, männlich, hirtlich, dichterisch zu flüstern, auch neue Prachtzuzeigen, wenn auch schwächlich genug. Da nahm der Dichter die "fanfare", die Kampfposaune in die Hand, um

aller Welt die Kunst mit neuen in die Zeit eingreifenden Themen zu verkünden. Er traf "das morsche fleisch" der Widerstandlosen mit antreibenden, aufpeitschenden Gedanken und trieb sie zum Kampf mit der Gegenwart. Er trat aus seinem zurückgezogenen Suchen nach reinen Formen heraus als Anführer der jetzt zum geistigen Kampfe aufrief.

Die letzte Strophe bringt dann den Unterschied zwischen der Jugend und dem Alter das mehr Verständnis für die wahre Dichtung hat.

Da greise dies als mannhait schielend loben.

Alte, ehrwürdige, erfahrene Leute, die im Spätherbst ihres Lebens waren, lobten dies volle Tönen des Dichters; sie nannten es "mannhait", männliche Reife, aber nur von der Seite her blickend, da sie in Angst waren vor dem gewaltigen, wütenden "empörer", wie es in der 2. Strophe hiess. Sie fühlten aber das Wahre seiner Kunst. Andere Zeitgenossen wiederum seufzten klagend auf:

Erseufzt ihr: solche hoheit stieg herab!
Gesang verklärter wolken ward zum schrei!..

Sie seufzten, weil sie plötzlich des Dichters "hoheit" die fürstliche Gestalt, in seinen Tönen schätzten, die hohe Form anerkannten und jammerten, dass er diese Höhe verlassen habe und in die reale Welt herabgestiegen sei. Und das war für sie ein Wechsel:

Ihr sehet wechsel,

Eine verhaltene Ironie macht sich hier bemerkbar. Die Zeitgenossen glaubten dass der junge Dichter erst jetzt männlich in die Verhältnisse der Zeit eindrang und eine neue Welt ankündigte. Hat er sich also geändert? Nein!..

.....! doch ich tat das gleiche.

Auch damals schlug er nur kunstvolle Töne an, die er nur in der Entdeckung aus dem Lärm der Zeit finden konnte, um in diesen feinen Tönen die tiefere Gewalt erklingen zu lassen. Jetzt aber, als reifer Mann und reifer Künstler, hat er das Recht andere Themen, Themen weltlichen Inhalts zu behandeln da er der künstlerischen Form auch dabei sicher ist. Ob er dies öder jenes besingt, ist für ihn das gleiche. Sein Drang ging immer dahin, in höchster Form zu singen. Formlosigkeit war es, was er verschmähte. Und wenn er jetzt grosse Kampfgesänge bringt, so ist ihm doch zugleich unverlierbar bewusst, dass immer wieder das Grösste Schönste, Mächtigste aus dem schlichten stillen Lied entspringen kann:

Und der heut eifernde posaune blâst
Und flüssig feuer schleudert weiss dass morgen
Leicht aile schönheit kraft und grosse steigt
Aus eines knaben sti

Das "flötenlied, das süsse, weiche liebliche Töne hervorbringt, kann zu verschiedenen Zeiten schön, kraftvoll und gross die Welt bewirken. Denn nur auf ein kunstvolles Gehör kommt es an, um die wahren kunstvollen Töne zu entnehmen. Angeglichen an Goethes berühmtes Wort: dass kein Auge die Sonne erkennen könnte, wenn es nicht "sonnenhaft" wäre, könnte unser Entschluss wie folgend lauten: Wäre das Ohr nicht sanghaft wie könnte es den Sang erhören? Des Dichters naturalistisch strebende Zeitgenossen hatten kein sangbares Ohr für klingende Töne. Deshalb haben sie den Dichter nicht verstanden obwohl er früh oder spät, sei es auch, was es sei, nur "sang". Ob er zarte, raffiniert-abgetönte oder gewaltige, erschütternd - dröhnende Weisensang: wesentlich war ihm dass er sang und schön sang.

Wer am Dichtwerk nur Inhalt wahrnimmt und nicht die geistige Haltung, der beurteilt den Dichter nur nach den Themen, die er behandelt, und kann die geistige Formung nicht erfahren, die mit was immer für einem Inhalt verbunden, allein die Wirkung der Kunst ausmacht.

Der Zyklus der ZEITGEDICHTE endet mit einer noch einmaligem Selbstdarstellung, in dem der Dichter wiederum sich selbst unter seine Zeitgenossen stellt, aber diesmal nicht wie das erste Gedicht um sich zu rechtfertigen, sondern er spricht als das gewissen ' der Zeitmenschen (VI/VII, 32-33):

leh euch gewissen, ich euch stimme dringe
 Durch euren unmut der verwirft und flucht:
 'Nur niedre herrsehen noch, die edlen starben:
 Verschvemt ist glaube und verdorrt ist liebe.
 Wie flüchten wir aus dem verwesten ball?'
 Lasst euch die fackel halten wo verderben
 Der zeit uns zehrt, wo ihr es schafft durch eigne
 Erhizte sinne und zersplissnes herz.

Ihr wandet so das haupt bis ihr die Schönen
 Die Grossen nicht mehr saht - um sie zu leugnen
 Und stürztet ihre alt- und neuen bilder.
 Ihr hobet über Körper weg und Boden
 Aus rauch und staub und dunst den bau, schon wuchsen
 in riesenformen mauern bogen türme—
 Doch das gewölk das höher schwebte ahnte
 Die stunde lang voraus wo er verfiel.

Dann kroehet ihr in höhlen ein und riefet:
 'Es ist kein tag. Nur wer den leib aus sich
 Ertötet hat der lösung lohn: die dauer/
 So schmolzen ehmais blass und fiebernd sucher
 Des golds ihr erz mit wässern in dem tiegel
 Und draussen gingen viele sonnenvvege ..
 Da ihr aus gift und kot die seele kochtet
 Verspriztet ihr der guten säfte rest.

Ih sah die nun jahrtausendalten augen
 Der könige aus stein von unsren träumen
 Von unsren tränen schwer. . sie wie wir wussten:
 Mit wüsten wechselln gärten, frost mit glut,
 Nacht kommt für helle - busse für das glück.
 Und sehlingt das dunkel uns und unsre trauer:
 Eins das von je war (keiner kennt es) wáhret
 Und blum und jugend lacht und sang erklingt.

Die 1. Strophe bringt die Sendung des Dichters:

Ih euch gewissen, ich euch stimme dringe
 Durch euren unmut der verwirft und flucht:
 'Nur niedre herrsehen noch, die edlen starben:
 Verschwemmt ist glaube und verdorrt ist liebe.
 Wie flüehten wir aus dem verwesten ball?'
 Lasst euch die Fackel halten wo verderben
 Der zeit uns zehrt, wo ihr es schafft durch eigne
 Erhizte sinne und zersplissnes herz.

Euch will ich anreden, in Euch eindringen mit meiner Stimme, in Eure ablehnende, für unbrauchbar erklärende, verstossende vervünschende Verdrossenheit. Ihr sagt: nur "niedre" schlechte Menschen gebieten augenblicklich. Nur solche sind noch Herr, während die "edlen", vortrefflichen menschlich vornehmen schon längst vergangen sind. Der "glaube", die inere Gevissheit ist 'verschwemmt', immer undeutlicher, unsicherer geworden. Die "liebe", die opferbereite Gefühlsbindung ist "verdorrt", immer dürreter geworden und ausgetrocknet, gibt keine Frucht mehr. So klagen die Zeitmenschen, um ihre inere Verantwortung abzuwälzen und sich als Opfer eines allgemeinen Untergangs darzustellen Und sie fragen: Wie werden wir uns von dieser "verwesten", verfaulten sich zersetzenden Erde retten?

Der Dichter erwidert ihnen noch in der selben Strophe. So wickelt sich hier innerhalb derselben Strophe ein Frage und Antwortspiel ab, was sich durch den grösseren Umfang der Achtzeiler ermöglichen lässt:

Der Dichter spricht: lasst Euch leuchten, wo das "verderben der zeit" an uns nagt und wo Ihr erst selbst dieses Verderben hervorbringt durch eigene, überreizte Empfindungen, und Euer zerissenes, züchtloses Herz.

Die 2. Strophe spricht auf die Vefleugnung des Schönen und Grossen an:

Ihr wandet so das haupt bis ihr die Schönen
 Die Grossen nicht mehr saht—um sie zu leugnen
 Und stürztet ihre alt- und neuen bilder,
 Ihr hobet über körper weg und boden
 Aus rauch und staub und dunst den bau, schon wuchsen
 in riesenformen mauern bogen türne -
 Doch das gewölk das höher schwebte ahnte
 Die stunde lang voraus wo er verfiel.

Um alles Schöne, alles Grosse zu "leugnen", ihr Dasein zu bestreiten, dreht Ihr Euch, bis Ihr ihre alten und neuen "bilder", ihre alten und neuen Darstellungen und Verwirklichungen nicht mehr seht und bekämpft sie

selbst. Dagegen hebt Ihr Euren frevelhaften, masslosen Bau aus Nebeln der Sinne, über alles Menschliche und Irdische hinaus, bei ailen Euren "Werken. Aber die Wolken, die höher schweben als Euer Bau, wissen schon längst den Augenblick "voraus" wo er zusammenstürzen wird.

Die 3. Strophe deutet auf das Erlösungsbedürfnis:

Dann krochet ihr in höhlen ein und riefet:
'Es ist kein tag. Nur wer den leib aus sich
Ertötet hat der lösung lohn: die dauer.'
So schmolzen ehemals blass und fiebernd sucher
Des golds ihr erz mit wässern in dem tiegel
Und draussen gingen viele sonnenwege. .
Da ihr aus gift und kot die seele kochtet
Verspriztet ihr der guten säfte rest.

Dann seid Ihr in "höhlen" eingekrochen und habt gerufen: "es ist kein tag!" Diejenigen nur, die dem "leib" entfliehen, werden zum Lohn erlöst: werden dauern, ewig sein. Auf diese Weise liessen ehemals bleiche und fiebernde Goldsucher in ihren Gefässen Erze zerfliessen, starrten in die Glut und sahen nichts von den schönen Wagen des Lebens draussen in der Sonne. Da Ihr die höheren Bilder der Seele, nach, Eurer neuesten Seelenlehre nur aus ihren niedrigen Regungen erklären und das innere Wesen des Menschen aus 'gift" und "kot" zusammenbrauen wolt, verspritzt Ihr auch den Rest der "guten säfte" das noch da ist, das Wenige an Kraft, das Wenige an echten Leben.

In der letzten Strophe stellt George dieser Entartung und diesen Verirrungen der Zeitmenschen (ihrer Verleugnung des Schönen und Grossen, ihrer Maasslosigkeit, ihren Erlösungsbedürfnissen und ihrem, den Brunnen der Seele trübenden, hemmungslosen Eindringen in die geheime Tiefe der menschlichen Natur) das dichterische Wissen um das unabänderliche Walten der Schicksalsmächte entgegen und um die Aufgabe des Menschen in den notwendigen Auf-und Untergängen zu bestehen:

Ih sah die nun jahrtausendalten augen
Der könige aus stein von unsren träumen
Von unsren tränen schwer.. sie wie wir wussten:
Mit wüsten vvechseln gärten, frost mit glut,
Nacht kommt für helle - busse für das glück.
Und sehlingt das dunkel uns und unsre trauer:
Eins das von je war (keiner kennt es) vvähret
Und blum und jugend lacht und sang erklingt.

Wir folgen die Deutung, wen es heisst:

"Georges stimme ist ein Aufruf zur Vernichtung des inneren Feindes, der Zersetzung,. Er weiss sich berufen, sein Volk zurückzuführen dem Ewigen in ihm es hinzuführen zur körperlichen und seelischen Erneuerung. Majestätisch verkündet er seinem Volke sein hohes Amt.¹⁸

¹⁸ M. KLEIN: "Stefan **George** als heldiseher Dichter unserer Zeit" S. 1. .

Schon in den Augen der ältesten steinernen Königsbilder der Menschheit hat er die gleichen "träume" und die die gleichen "tränen" gesehen, er selbst und die heute noch echt Lebenden an sich selber kennen. Nicht eine neue entsetzliche Not und ein neues von Aussen kommendes Verderben gefährdet das Menschentum, so wie die Zeitmenschen meinen. Dass "nacht" und "helle", "glück" und Unglück wechseln müssen, ist ewiges Gesetz. Wer aber sein Menschentum im einen und im anderen erhält und vollendet, hat auch im Untergang an der Gewissheit teil, dass eine uns Menschen unbekannte ewige Schöpfungskraft dauert, die nach jedem Untergang eine neue schöne Welt ins Dasein rufen kann.

Der Ausdruck für das allgemeine Absinken der Kunst auf die Ebene primitiver sozialer Milieuschilderung öder blosser Unterhaltung besagt auch die erste Strophe des Gedichts "Franken" (VI, VII, 18):

Es war am schlimmsten kreuzweg meiner fahrt:
 Dört aus dem abgrund zügelnd giftige flammen,
 Hier die gemiednen gaue wo der ekel
 Mir schwoll vor allem was man pries und übte.
 Ich ihrer und sie meiner götter lachten.
 Wo ist dein dichter, arm und prahlend volk?
 Nicht einer ist hier: Dieser lebt vermesen
 Und Jenem weht schon frost ums wirre haupt.

So wird das Kunstwerk, das Dichtwerk als der eigentliche Halt des Menschentums gezeigt. im Kunstwerk erreicht das Menschentum eine geistige Gestalt, wodurch es sich mit der geheimen Schöpfungskraft verbindet. Und dies hat immer das schöne Leben hervorgebracht und nur dies wird auch weiter hervorbringen.

Dass das Kunstwerk die Welt verwandelt wird plastisch mit TAFELN gezeigt im SIEBENTEN RING (VII, 198-199), wo der Herzstrom Deutschlands in verkündenden Worten von dem geistigen Schicksal, das mit seinem Namen verbunden ist, spricht:

RHEIN : I

Ein fürstlich paar geschwister hielt in frone
 Bisher des weiten Ihnenreiches mitte.
 Bald wacht aus dem jahrhunderteschlaf das dritte
 Auch eehte kind und hebt im Rhein die krone.

RHEIN : II

Einer steht auf und schlägt mit mächtiger gabel
 Und spritzt die wasser güldenrot vom horte. .
 Aus ödem tag erwachen fels und borte
 Und pracht die lebt wird aus der toten fabel.

RHEIN : III

Dann fährt der wirbel aus den tiefsten höllen
 Worin du Donnerst bis zur Ersten Stadt,
 Drängt von der Silberstadt zur Goldnen Stadt
 Soweit die türme schau'n vom heiligen Köllen.

RHEIN : IV

Nun fragt nur bei dem furchtbaren gereut
 Ob sich das land vor solchem dung nicht scheut!
 Den eklen schutt von rötel kalk und teer
 Spei ich hinaus ins reinigende meer,

RHEIN : V

Dies ist das land: solang die fluren strotzen
 Von korn und obst, am hügel trauben schwellen
 Und solche türme in die wolken trotzen—
 Rosen und flieder aus gemäuern quellen.

RHEIN : VI

Sprecht von des Festes von des Reiches nâhe—
 Sprecht erst vom neuen wein im neuen schlauch:
 Wenn ganz durch eure seelen dumpf und zâhe
 Mein feurig blut sich regt, mein römischer hauch!

Auf der ersten Tafel RHEIN: I, steht ein Ankündigendes Wort.
 Es meldet einen Wechsel:

Ein fürstlich paar geschwister hielt in frone
 Bisher des weiten Innenreiches mitte.
 Bald wacht aus dem jahrhundert schlaf das dritte
 Auch echte kind und hebt im Rhein die krone.

Nach langer Herrschaft von "ein fürstlich geschwister" erwacht auch
 das "echte kind" dieses Stromes und tritt die Herrschaft.

Wer sind die Herrscher, die die Herrschaft wechseln sollen?

Das "fürstliche paar geschwister" ist die Philosophie und die Musik.
 Das "echte kind" ist die Dichtung.

George sah den deutschen Geist bisher unter der "frone" der Philoso-
 phie und der Musik, deren Herrschaft nach des Dichters Prophetie nun bald
 durch die Dichtung abgelöst werden soll.

Auf der 2. Tafel steht ein Wort froher Botschaft. Es kündigt an,
 das "einer", ein unvorderstehlich mächtiger Geist aufstehen, den Schleier
 verströmter Zeiten zerreißen und den lang versenkten Schatz, das Gold der
 Nibelungen, vom Grund des Rheines aufleuchten lassen wird, so dass an
 seinen Ufern neue Schönheit erwacht und die tote Sage sieht in lebendige
 "pracht" verwandelt:

Einer steht auf und schlägt mit mächtiger gabel
 Und spritzt die wasser güldenrot vom horte. .
 Aus ödem tag erwachen fels und borte
 Und pracht die lebt Iwird aus der toten fabel.

Das Wort auf der 3. Tafel ist ein donnerndes Wort. Es verheisst das Hervorbrechen neuer Kräfte aus den Ursprüngen: der "wirbel" der Erneuerung fährt den Rhein entlang aus den Schluchten des jungen Rhein, von der "ersten stadt" (der Stadt Holbein) über die "silberstadt" (Strassburg) und die "goldene stadt" (Mainz), bis in die Ebenen des nördlichen Rheins zu den Türkmen des "heiligen Köllen" (Kölner Dom):

Dann fährt der wirbel aus den tiefsten höllen
 Worin du Donnerst bis zur Ersten Stadt,
 Drängt von der Silberstadt zur Goldnen Stadt,
 Soweit die türme schau vom heiligen Köllen.

Die 4. Tafel zeigt das tröstende Wort: es bringt Reinigung. Die Erneuerung kann nicht ohne Reinigung und furchtbare Ausreutung des schlimmen Geschehen. Aber der grosse Strom des neuen Lebens wird dem ausgeschiedenen Schutt des Daseins ins Meer tragen, in dem sich die Wasser reinigen. Alles Niedrige und Gemeine, aile Maasse und aller Fortschrittskram findet keine Angriffsfläche in ihm:

Nun fragt nur bei dem furchtbaren gereut
 Ob sich das Land vor solchen dung nicht scheut!
 Den eklen schutt von rötel kalk und teer
 Spei ich hinaus ins reinigende meer.

Auf der 5. Tafel steht ein liebendes Wort: es ruft die Rheinlandschaft auf. Diese Landschaft mit ihrer Schönheit und Fruchtfülle und ihren Denkmälern menschlicher Gestaltungskraft scheint dem Dichter das vorbestimmte Land neuer Erfüllungen. Denn hier liegen übereinander gelagert die grossen Kräfte europäischen Weltgeschehens: Römertum, fränkisches und hohenstaufisches Kaisertum, der Machtbezirk der grossen Bischöfe, Welt und Kirche vereinernd in doppelter Gewalt, die eglesia triumphans mit ihrer mächtigen Pracht und ihrem alles beherrschenden Gebot, endlich grosse Künstler: deren Namen nur teihweise bekannt sind wie Holbein und Beethoven:

Dies ist das land: solange die fluren strotzen
 Von korn und obst, am hügel trauben schvellen
 Und solche türme in die wolken trotzen -
 Rosen und flieder aus gemäuern quellen.

Ali diesen Gewalten eignet eine ungeheure Machtfülle, verbunden mit unerbittlichen Gesetzen, innerer und äusserer Zucht, gekleidet in reiche Pracht und hoheitsvolle Schönheit.

Endlich die 6. Tafel bringt das mahnende Wort: es bedingt das Kommende: es warnt vor verfrühten Triumphen und verlangt als Bedingung neuen Lebens die vollkommene Verwandlung der Seelen:

Sprecht von des Festes von des Reiches nâhe -
 Sprecht erst vom neuen wein im neuen schlauch:
 Wenn ganz durch eure seelen dumpf und zâhe
 Mein feurig blut sich regt, mein römischer hauch!

So tut sich eine ganze Weltansicht auf unter dem Schein des Rheins. Die grosse geheime Hoffnung durchzittert das Buch, dass die Geschichte des deutschen Rheines noch nicht zu Ende ist, dass der Mythos noch lebt und wiederauferstehen wird.

Der Rhein ist dem Dichter "der heldische knabe", der einst die Herrschaft in Händen nielt, der nur schläft, um als König zur Macht und Herrlichkeit in der Dichtung zu erwachen.

Die Dichtung verwandelt die Welt. Der geistige Kraftstrom, der von ihr ausgeht, belebt das Abgestorbene, zerreist den verdeckenden Schleier, den die Zeit über geistige Schätze legt, entfesselt die ursprünglichen Kräfte, hat die Gewalt der Reinigung und Ausscheidung des Umwürdigen, vermählt sich mit der Erde wo sie am Schönsten ist und kann die Seelen verwandeln, dass sie wider hell, unbedingt, schaffend und ordnend werden.

So ergibt sich aus diesen Tafeln im SIEBENTEN RING, über die Wirkung der Dichtung, dass die Dichtung leben-und welterneuernd wirkt.

*

Über die Wirkung der Dichtung ist den dichterischen Aussagen Georges zu entnehmen:

1. *Dichtung wirkt durch Form, nicht durch Inhalt.*

Mag auch der inhalt der Dichtung leichter die Hörer bewegen und ihre Teilnahme erwecken, so kann doch ihre eigentliche Wirkung nur von der Form ausgehen und nur demjenigen zu Teil werden, der Formwirkung erfahren kann. Allein von der Form der Dichtung geht jene bildende Wirkung auf den Hörer aus, die seine eigenen Kräfte erweckt und ordnet, so dass in der tätigen Aufnahme der Dichtung etwas wie eine Selbstgestaltung des Aufnehmenden stattfindet. Gegenüber dieser formenden Wirkung der Dichtung durch das Wirken ihrer Form sind ihre inhaltlichen Wirkungen fast bedeutungslos.

2. *Dichtung wirkt in verschiedenen Weisen.*

Die Dichtung hat die Kraft der Vergegenwärtigung. Sie kann räumlich ferne Welten, Erscheinungen, Wesen in jâhe Nâhe rücken und das nicht nur im Bilde, sondern so, dass ihre Kräfte wirksam werden und alle über Weiten hinweg in das Geschick eines Gegenwärtigen Augenblicks hinein-schlagen. Auf ähnliche Weise vermag sie, Vergangenes in ihre Gegenwart

zu ziehen, so dass es unter Umständen stärker als in der eigenen Gegenwart wirksam wird in dieser dichterischen Gegenwart. Sie kann endlich noch nie Dagewesenes, vielleicht Zukünftiges, als Gegenwart erscheinen lassen, innehalten und staunend dieser geistigen Begegnung teilhaftig werden.

Die Dichtung hat die Kraft der Vergeistigung. Sie kann den Dingen und Ereignissen ihren geistigen Schein entlocken, kann ihr sinnliches Vorhandensein übergehen lassen in geistiges Dasein, kann das Wirkliche in dem Grade entwirklichen, dass "am hellen Mittag" das "Mondlicht der Gedanken" scheint.

Die Dichtung hat die Kraft der Belebung der Urgestalten in allen Wesen. Sie kann etwa in Menschen der einen Zeit oder Zone die Lebensgebärden wahrnehmen und erscheinen lassen, die in ganz anderen Zeiten und Zonen einmal urbildlich aus verwandten Wesensgründen entsprangen.

Die Dichtung hat die Kraft entrückender Verwandlung. Sie kann die Menschen, die ihren Zauber empfangen, aus Wesen unserer Schicksalswelt in Wesen eines anderen Äons verwandeln: die den Schicksalsgesetzen vom notwendigen Vergehen der Lust und von der notwendigen "Busse für das Glück" unterworfenen entrücken zur Teilhabe am Reich der ewigen Helle.

3. Dichtung bevoirkt die Verbindung des Menschen mit den Weltkräften

Weil in der Dichtung das Menschentum mit seinen Regungen und Erfahrungen eine geistige Gestalt erreicht, wird es eben dadurch mit den schöpferischen Kräften, die die Welt hervorbringen und erhalten, verbunden. In dieser Verbindung kann es die notwendigen Auf- und Untergänge durchdauern, ohne zu entarten und ohne als blosser Stoff in Entwicklungsabläufen zermahlen zu werden.

4. Dichtung wirkt leben- und ewelternernd.

Auch die geistigen Schöpfungen des Menschen unterliegen in besonderer Weise und anders als die stofflichen dem Wechsel von Entstehen und Vergehen, von Leben und Tod und verlangen nach neuem Dasein, neuer Erweckung. George spricht der Dichtung eine besondere Macht zu, in der geistigen Welt das Abgestorbene neu zu beleben: wie das abgestorbene Wort so die tote Sage, so das verblasste Bild, so den verwelkten Gedanken.

Ebenso kann die Dichtung ursprüngliche Kräfte frei machen, die unter dem Schutt des Daseins und unter der Kruste erstarrter Ordnungen gefangen liegen. Mit dem Zauber ihrer Klänge und der schmelzenden Gewalt des dichterischen Feuers öffnet sie ihnen neue Wirkungsbahnen. Wenn neue Kräfte wirken sollen, bedarf es Reinigung und der Ausscheidung. Der Dichtung wird von George die Gewalt zugeschrieben, das Vorhandene zu erproben und das Unbrauchbare und Schlechte, indem sie sich nicht damit verbindet und es nicht in ihre Welt einlässt, auszustoßen.

Aus seinen eigenen besonderen dichterischen Erfahrungen ergeben sich Georges Anschauungen über die Dichtung:

Die Dichtung kann die geistigen Bilder, aus denen alles Dasein entspringt, in ihren Gebilden erfassen und kann das irdische Vorhandene so vergeistigen, dass das ihm einwohnende geistige Wesen sich offenbart und wirksam wird. Diese Gewalt wirkt über alle Grenzen von Raum und Zeit hinaus. Sie beschwört das räumlich Ferne, das Vergangene und Zukünftige bis zu einer äussersten Vergegenwärtigung nicht nur seiner Erscheinung, sondern auch seiner Kräfte. Durch diese Beschwörungen verbindet sie den Menschen mit den geistigen Weltkräften und zwar sowohl mit deren eigentlichen Wesen wie mit ihren schon stattgehabten und ihren künftigen Erscheinungen, macht ihn dadurch selbstschöpferisch und eigenständig und feilt ihn vor dem Verfallen an zwangsmässig ablaufende Entwicklungen. Sie kann, durch die Herstellung der Verbindung mit den schöpferischen Weltmächten, die im irdischen vorhandenen, aber oft gehemmten ursprünglichen Kräfte entbinden und kann durch ihre Formschöpfungen formende Wirkungen von solcher Art hervorbringen, dass sie zu einer Erneuerung des Lebens führen. Man muss sich zum Verständnis dieser Anschauung ins Gedächtnis rufen, dass Formwirkungen nicht nur von sich aus eine Formung des Bewirkten herbeiführen, sondern auch bei ihrer Empfängnis notwendig die Eigenkräfte des Bewirkten wachrufen und in gestaltende Tätigkeit versetzen. So liegt für diese Anschauung in der Schöpfung dichterischer Bilder zugleich der Keim für ihre Verwirklichung in den entsprechenden Lebenszonen. Die dichterischen Gebilde können künftige Lebensformen Vorbilden und durch ihre Wirkungskraft deren Entstehen beginnen machen. Dichterische Menschenbilder können eine solche Gestaltungsstärke erreichen, dass, gleichsam durch solche Anregung der schöpferischen Kräfte im Ali, Wesen der geschauten Art im irdischen Leben entstehen. Die Klangschröpfungen und die in der Dichtung erzeugten rhythmischen Bewegungen aber bereiten eine Lebensluft, in der die von der Dichtung wachgerufenen Formen und Wesen gedeihen können. Die lebensschöpferische Macht der Dichtung wird aber nicht durch mystische Wirkungen erklärt, sondern durch tatsächlich zu beobachtende, zu erstrebende und herbeizuführende Vorgänge.

Den so gross gesehenen schaffenden und wirkenden Macht der Dichtung entsprechen Georges Anschauungen von den hohen Rechten der Dichtung; das Recht auf unbedingte Freiheit von aller Bevormundung und auf unbedingte Freiheit zur rücksichtslosen Gestaltung dessen, was sie durch ihre geistigen Eingebungen wahrnimmt.